

aviso

2|2013



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

HANJO KESTING FÜHRT UNS RICHARD WAGNER ALS PASSIONIERTEN SCHULDENMACHER VOR // MEHR PFLICHTSCHULDIGKEIT IM UNIVERSITÄTSBETRIEB FORDERT **VOLKER RIEBLE** // DEN ZUSAMMENHANG VON SCHULD UND SCHULDEN ERLÄUTERT **FRIEDRICH WILHELM GRAF** // FÜR **ARMIN NASSEHI** HABEN SCHULDEN MIT ZEITGEWINN ZU TUN // **GÖTZ W. WERNER** MÖCHTE JEDEM EINEN VORSCHUSS GEBEN // UND **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **MARISS JANSONS**



SCHULDEN



Krieg und Schulden | Georg Zoche | Seite 10



Mehr Kapitalismus wagen? | Armin Nassehi | Seite 20

EDITORIAL 3

WORAUF ICH MICH FREUE 4

AUS MEINEM SKIZZENBUCH 5
Dieter Hanitzsch porträtiert Maestro **Mariss Jansons**.

AVISIERT 6

BAYERNS VERBORGENE SCHÄTZE 8
ZWISCHEN TAUSEND GLÄSERN
Die pathologischen Präparate der Uni Erlangen erzählen traurige, aber der Wissenschaft wertvolle Geschichten vom Tod. **Udo Andraschke** und **Tilman Rau**

COLLOQUIUM
SCHULDEN

KRIEG UND SCHULDEN 10
sind siamesische Zwillinge und geradezu verliebt in Finanzkrisen und Immobilienblasen. **Georg Zoche**

TEILE UND HERRSCHE 16
Wie man seinen gesellschaftlichen Rang durch wahnwitzige Zerstörung materieller Güter zur Geltung bringt, wussten schon die Indianer Nordamerikas.
Stefan Eisenhofer

MEHR KAPITALISMUS WAGEN 20
Sollte man, damit Schulden besser die Zeit dehnen können, meint **Armin Nassehi**.

»JETZT ZEIG MAL, WAS DU KANNST!« .. 24
Bedingungsloses Grundeinkommen als Kredit für jeden Menschen verwirklicht Artikel 1 des Grundgesetzes. Davon überzeugt ist **Götz W. Werner**.

INS EIGENE ICH VERSTRICKT 26

ist der Mensch und so theologisch gesehen ein notorischer Sünder.

Friedrich Wilhelm Graf

AKADEMISCHE SCHULDEN 30

sind Pflichten im universitären Lehrbetrieb.

Volker Rieble

»DIE WELT IST MIR SCHULDIG, WAS ICH BRAUCHE« 32

– diesem Motto blieb Richard Wagner lebenslang treu.

Hanjo Kesting

AVISO EINKEHR 36

IM GASTHOF GOLDENER LÖWE

zu Bayreuth gibt es nicht nur »Bier, Bier, Bier, wie es auch komme!«. Substanzkonsument Jean Paul wäre beglückt vom »Marmeladenwirt«. **Toni Schmid**

WERKSTATT 38

JAGEN – SAMMELN – AUSSTELLEN:

Was Lorenzo de' Medici mit Lothar-Günther Buchheim verbindet, beschäftigt Forschung und Museologie.

Andrea Gáldy

RESULTATE 44

DER PARK DES GRAFEN MONTGELAS

in München ist nicht nur ein verloren gegangenes Beispiel bayerischer Gartenkunst, sondern er eröffnet ein kulturgeschichtliches Panorama.

Klaus Bäumler

POSTSKRIPTUM/IMPRESSUM 50

PETER ENGEL: WIE ICH ES SEHE 51



Ins eigene ich verstrickt | Friedrich Wilhelm Graf | Seite 26



»Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche« | Hanjo Kesting | Seite 32



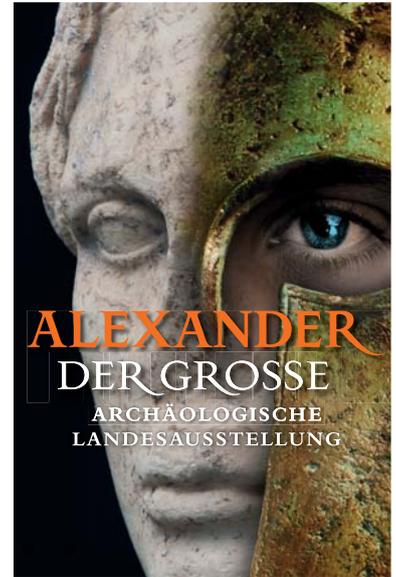
Dr. Wolfgang Heubisch,
Bayerischer Staatsminister
für Wissenschaft,
Forschung und Kunst

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

Schulden machen Angst. Wer Schulden hat, ist im Rückstand. Wo Schulden sind, fehlt noch eine Gegenleistung für etwas, das bereits erbracht wurde. Schulden haben ihre eigene Dynamik – sie drohen außer Kontrolle zu geraten. Wenn die Schuldenlast zum Berg wird, schnappt die Schuldenfalle zu. Wichtig also, dass man Schulden in Schach hält. *aviso* nähert sich in dieser Ausgabe dem Phänomen der Schulden von verschiedenen Seiten. Schulden kommen nicht von selbst. Sie sind oft durch eine Fehleinschätzung der eigenen finanziellen Möglichkeiten selbst verschuldet, doch können widrige äußere Umstände oder Schicksalsschläge dazu führen, dass jemand in eine Schuldenspirale gerät. Sicher ist: Eine Gesellschaft schafft sich ihre eigenen Schuldensysteme, sei es, dass sie, wie die Indianer Nordamerikas es taten, Güter ansammeln und zerstören, um mit dem eigenen Wohlstand die eigene Macht zu beweisen. Wenn Kriege geführt werden, steigt die Schuldenlast immens, oft gegen den Willen vieler. Schulden lassen sich als Ausgleich einer Leistung durch die Gegenleistung betrachten, die ja immer nur zeitversetzt erfolgen kann. Unsere ganze Gesellschaft beruht auf einem ständigen Geben und Nehmen. So gibt jeder ständig einen Vorschuss, besonders mit seiner Arbeitsleistung. Jeder von uns profitiert in jedem Moment von einer Fülle von Dingen, die andere bereits produziert oder als Dienstleistung erbracht haben. Daher lohnt es sich, über die eigenen Obliegenheiten nachzudenken, über das, was im wahrsten Sinne des Wortes pflichtschuldig zu tun ist.

WORAUF ICH MICH FREUE

HARALD SCHULZE



AUF »ALEXANDER DEN GROSSEN« in Rosenheim, auf eine Ausstellung, die Maßstäbe setzt! Die Archäologische Staatssammlung München präsentiert im Lokschuppen Rosenheim die Archäologische Landesausstellung »Alexander der Große.« Wir nehmen den Besucher mit auf eine biografische Reise – von der Wiege bis zur Bahre. Spannende archäologische Objekte und Rekonstruktionen sowie vielfältige Inszenierungen und Medien machen den »Alexanderzug« nachvollziehbar: ein Abenteuer, das die antike Welt auf den Kopf stellte, den Lauf der Weltgeschichte veränderte und eine neue Epoche einläutete: den Hellenismus.

Als Persönlichkeit ist Alexander ein Mann der Extreme: mit Licht- und Schattenseiten. Sein früher Tod mit 32 Jahren konserviert sein Bild als strahlender jugendlicher Held – man kennt das in unserer medialen Welt als James-Dean-Phänomen. Bis heute ist Alexander ungeheuer präsent nicht nur in der Geschichtsschreibung, sondern auch in Literatur, Kunst und Film.

DIE AUSSTELLUNG ÜBER sein Leben ist ein Großprojekt: Von der ersten Idee bis zur Eröffnung vergehen Jahre. Vergleichbar einer Operninszenierung oder Filmproduktion arbeiten insgesamt mehrere hundert Menschen an der Vorbereitung und Umsetzung mit: Wissenschaftler, Architekten, Mediengestalter, Grafiker, Restauratoren, Museumspädagogen, Kunstspediteure, Handwerker aller Couleur – um nur die wichtigsten Gruppen zu nennen.

Unsere Stars sind die Objekte. Und wie die Bühnenstars und Sternchen sind sie heikel zu handhaben, kommen oft erst kurz vor der Premiere und wollen perfekt ausgeleuchtet und inszeniert sein. Manche Sicherheitsauflagen erfordern einen ähnlichen Aufwand wie die Wünsche exzentrischer Schauspieler: Alles muss perfekt klimatisiert sein, schadstofffrei natürlich,

unter Sicherheitsglas und mit neuester Alarmtechnik. Kaum ein Besucher ahnt, was sich alles an technischem Equipment unter und hinter den Vitrinen verbirgt.

WIR RÜCKEN PERSÖNLICHKEIT und Biografie Alexanders ins Zentrum: ein Leben – eine Ausstellung. Das hat es vorher so noch nicht gegeben. Der Lokschuppen mit seinem 1.500 Quadratmeter großen Ausstellungshalbrund bietet den idealen architektonischen Rahmen, um die räumliche und zeitliche Dimension des Alexanderzuges für den Besucher erfahrbar zu machen: 23.500 Kilometer aus der makedonischen Heimat über Kleinasien, Ägypten, Persien bis nach Indien und zurück nach Babylon; Jahre voller Kämpfe, Strapazen, Orgien, Liebe, Verzweiflung, Triumph, Trauer und Tod! Das gestalterische Konzept wurde in Zusammenarbeit mit der Agentur Space4 aus Stuttgart entwickelt und verwirklicht. Die Lebenslinie Alexanders dient als Führungslinie durch die Ausstellung. Zwei Gestaltungsprinzipien strukturieren die Ausstellung: Gebaute Palastanlagen wechseln mit offenen Landschaften. Meilensteine und Karten verdeutlichen die zurückgelegten Strecken. Großformatige Landschaftsfotos auf den Wänden des Lokschuppens vermitteln Eindrücke der wechselnden geografischen und klimatischen Verhältnisse. Von der Decke herabhängende Zeltkuppeln verkörpern das Lagerleben auf dem Feldzug – damit zugleich den Ort, an dem »am Lagerfeuer« Geschichten erzählt werden. So werden unter diesen Zelten zentrale Episoden des Feldzuges mit Objekten und gestalterischen Elementen erzählt. Mit vielfältigen Sinneseindrücken werden die Besucher in die Erzählstruktur und Dramaturgie dieser Ausstellung eingebunden, die Geschichte und Geschichten erzählt.

Dr. Harald Schulze ist Abteilungsleiter »Mittelmeerraum und Orient« an der Archäologischen Staatssammlung und Mitkurator der Archäologischen Landesausstellung »Alexander der Große« im Lokschuppen Rosenheim.

Dieter Hamitzsch

**AUS MEINEM SKIZZENBUCH
MARISS JANSONS**

CHEFDIRIGENT
DES SYMPHONIEORCHESTERS DES BAYERISCHEN RUNDFUNKS



MUSIK HAT IMMER RECHT.



AUSSTELLUNG
JOAN MIRÓ –
STERNENNÄCHTE

Stadtmuseum
 Lindau

24.03.2013-01.09.2013

Monde und Sterne, Vögel, skurrile Phantasiewesen und Frauengestalten bevölkern Joan Mirós Bildräume und erinnern in ihrer Einfachheit bisweilen an Kinderzeichnungen. Zum 120. Geburtstag des Künstlers zeigt Lindau 30 Zeichnungen, Gemälde sowie plastische Arbeiten aus dem Werk des vielseitigen Katalanen. Die Schau stellt Bekanntes neben Unbekanntes, frühe Arbeiten neben solche aus dem Spätwerk: Miró zeigt sich so als immerfort Suchender, der sich wieder und wieder neu erfunden hat.

AUSSTELLUNG
LUST AUF HUT!
HÜTE RUND UM DIE UHR

Bayerischer Kunstgewerbe-Verein
 München

19.04.2013-01.06.2013

Akubra, Andalusier, Barett, Bergère, Borsalino, Chapeau Claque, Dreispitz, Fes, Fedora, Cloche, Homburg, Kapotte, Kreissäge, Melone, Schute, Sombrero, Stetson, Stöber, Trilby, Zylinder. Das sind Hüte für den großen Auftritt bei Gala und Konzert, aber auch als Schutz gegen Wind, Regen und Sonne oder einfach nur als modisches Accessoire im Alltag. Auch heute noch werden Hüte mit großer handwerklicher Sorgfalt aus ausgewählten Materialien gefertigt. In der Ausstellung zeigen Mitglieder des Bayerischen Kunstgewerbe-Vereins ihre neuesten Schöpfungen. Hüte müssen getragen werden, unter diesem Motto gibt es Anprobenachmittage mit den Ausstellerinnen.



SONDERAUSSTELLUNG
FASZINATION SPINNEN

Museum Mensch und Natur
 München

21.03.2013-23.06.2013

»Spinnenwissen ist das beste Mittel gegen Spinnenfurcht«, hat der bekannte Tierfilmer Horst Stern einmal gesagt. Obwohl die Tiere meist völlig ungefährlich und ausgesprochen nützlich sind, leidet jeder Zehnte unter Spinnenfurcht. Um der irrationalen Furcht vor ihnen entgegenzuwirken, zeigt die Ausstellung ihre Schönheit, ihre erstaunlichen Sinnesleistungen und ihre Lebensweise: Viele der über 40.000 bekannten Spinnenarten beeindruckten mit spektakulären Farben und Formen sowie ausgefallenen Techniken des Beutefangs. Spinnen sind viel mehr als gruselige »Ekeltiere.«



BAYERISCHE
LANDESAUSSTELLUNG

MAIN UND MEER

Kunsthalle
 Schweinfurt

09.05.2013-13.10.2013

Eine »Kreuzfahrt« durch die wechselhafte Geschichte eines 530 Kilometer langen, bayerisch-fränkischen Gewässers, das sogar an die Weltmeere angeschlossen ist: Erzählt wird vom Main, vom Wasser und von den verschlungenen Wegen zu den Ozeanen. Der Main schlüpft dabei in ganz unterschiedliche Rollen: Er ist Geheimnisträger und Winzer, Lebensspender und Unheilsbringer, Schiffsführer und Arbeitgeber, Seefahrer und Kunstschaffender – und er ist ein Visionär, der seine Blicke auch in die Zukunft richtet. Dazu gibt es ein großes Begleitprogramm auf der »Mainbühne.«

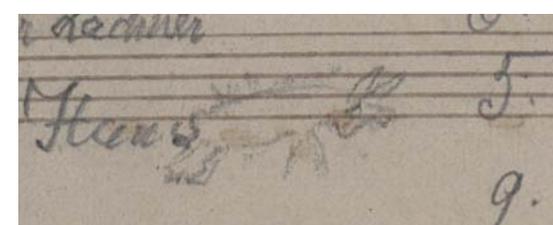


AUSSTELLUNG
RICHARD WAGNER –
DIE MÜNCHNER ZEIT

Bayerische Staatsbibliothek
 München

15.03.2013-28.05.2013

Nach seiner Berufung durch König Ludwig II. im März 1864 reiste Wagner mit drei in Dichtung und Partitur vollendeten, jedoch bislang nicht aufgeführten Musikdramen im Gepäck nach München: »Das Rheingold«, »Die Walküre« aus dem »Ring des Nibelungen« sowie »Tristan und Isolde.« In den folgenden eineinhalb Jahren nutzte Wagner das große künstlerische Potenzial des Königlichen Hof- und Nationaltheaters, ergänzt um einen eigens nach München berufenen Stab von bewährten Mitarbeitern, und schuf so ein Programm von »Musteraufführungen« eigener Werke. Anhand der in der Bayerischen Staatsbibliothek überlieferten Dokumente lässt sich Wagners bewegte Münchner Zeit nachzeichnen, in deren Mittelpunkt die Uraufführung des Musikdramas »Tristan und Isolde« am 10. Juni 1865 im Königlichen Hof- und Nationaltheater stand.



SONDERAUSSTELLUNG TASCHEN

Bayerisches Nationalmuseum
München

11.04.2013-25.08.2013

Während im 16. Jahrhundert die prall gefüllte Geldtasche als Zeichen des Wohlstands gut sichtbar zur Schau getragen wurde, verstaute man im 17. und 18. Jahrhundert Börsen und Beutel meist in den Falten des voluminösen Gewandes. Ab 1800 trugen die Damen ein »Ridikül« – den Vorläufer der Handtasche. 300 Taschen umfasst die Sammlung des Bayerischen Nationalmuseums. Mit dem Ankauf der Kostümsammlung Williams gelang es im Jahr 1996, den Bestand um zahlreiche Börsen und Portefeuilles aus Barock, Rokoko und Klassizismus zu erweitern. Die etwa 250 historischen Taschen werden ergänzt durch ausgewählte, besonders charakteristische Beispiele, die den Zeitgeschmack von den wilden 1920er Jahren bis heute repräsentieren.

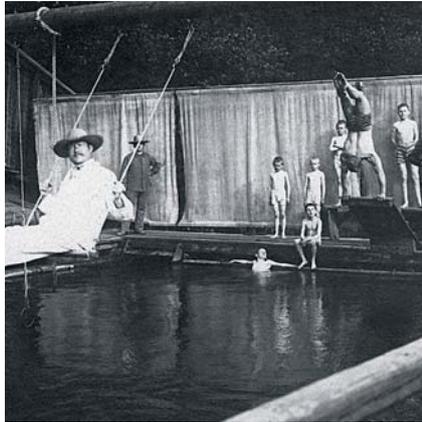


FESTIVAL BAYERNSLAM

verschiedene Orte
Augsburg

11.04.2013-14.04.2013

Nach Regensburg 2010 und Bamberg 2012 ist Augsburg in diesem Jahr der Austragungsort des dritten Bayernslams in der Slam-Geschichte. Die 50 besten Slammer Bayerns werden drei Tage lang die Stadt und ihr Publikum mit ihren Texten, Performances und natürlich durch ihre pure Anwesenheit elektrisieren. Nominiert wurden die antretenden Poetinnen und Poeten von 40 verschiedenen Slams und sie kämpfen hier um die bayerische Meisterschaft!



IM FLUSS DER GESCHICHTE BAMBERGS LEBENSADER REGNITZ

Historisches Museum
Bamberg

23.03.2013-03.11.2013

Die UNESCO preisgekrönte Ausstellung stellt die enge Verknüpfung von Stadt- und Flussgeschichte in Bamberg sowie die Bedeutung des Flusses für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung von Stadt und Region, Brückenbau und Architektur, Ökologie und Archäologie, Schifffahrt und Kanalbau, Handwerk und Freizeit am Fluss werden in Beziehung gesetzt. So wird die Verbindung von Geschichte, Kultur und Natur deutlich. Ein Audio-Guide verbindet durch eine multimediale GPS-Führung die Ausstellung mit der UNESCO-Welterbestadt. Von überregionaler und bayernweiter Bedeutung ist das Denkmal Ludwig-Donau-Main-Kanal, dessen Spuren sich im ganzen Regnitztal finden lassen.



AUSSTELLUNG KRISTALLBLÜTEN FOTOGRAFIEN VON MIKROKRISTALLEN AUS DER PFLANZENWELT UNA JACOBS

Botanischer Garten
München

23.03.2013-14.04.2013

Mikrokristalle entstehen aus den verschiedensten löslichen, kristallinen Substanzen – Wein-, Zitronen- und Ascorbinsäure, Stoffe, die in Obst und Gemüse vorkommen und wichtig für unsere Gesundheit sind. Die Formenvielfalt und Farbenpracht der Kristalle zaubert das Lichtmikroskop hervor: Strahlen und Dolche schießen aus einem Zentrum hervor, Räder und Rauten dehnen sich aus. Die leuchtenden Strukturen bilden erstaunliche Analogien zu Blättern und Farnen, Blüten und Blumenbeeten.



SONDERAUSSTELLUNG ZÜNFTIG! GEHEIMNISVOLLES HANDWERK 1500-1800

Germanisches Nationalmuseum
Nürnberg

21.03.2013-07.07.2013

Kostbare Handwerksladen, Willkommpokale und Umzugs- oder Begräbnisrequisiten, aufwändig gestaltete Lehr- und Geburtsbriefe bis hin zu Gebrauchswerkzeugen – 260 einzigartige und seltene Objekte liefern ein lebhaftes Bild des Handwerks und seiner Akteure, gewähren Einblicke in Lebenswelt und Alltag und zeigen, was Zunft für den Einzelnen als auch die Gesellschaft bedeutete. Schätze aus einer der größten und qualitativsten Sammlungen zur Handwerks- und Zunftgeschichte weltweit.

ZWISCHEN TAUSEND GLÄSERN

DIE PATHOLOGISCHE SAMMLUNG DER UNIVERSITÄT ERLANGEN-NÜRNBERG

Text: Udo Andraschke und Tilman Rau



oben Blick ins derzeitige Magazin der Pathologischen Sammlung: Im Vordergrund eine Reihe bereits konservatorisch überarbeiteter und neu inventarisierter Präparate.

DICHT AN DICHT stehen die Gläser in den Regalen, einige noch staubumwoben: Einblutungen der Niere, Aneurysmen der Bauchschlagader, Verheerungen durch Tuberkulose, Tumore aller Art. Kaum ein Blick in die lange Reihe der Regale, der nicht von dem Gedanken begleitet wäre, dass es schlimmer nicht kommen kann. Neben einem abgetrennten Fuß die versehrte Wirbelsäule eines jungen Mannes, der kopfüber in zu flaches Wasser gesprungen war. Das sorgsam beschriftete Präparat hält diesen Augenblick fest, konserviert ihn in einem Gemisch aus Ethanol und Formalin. Mehr als 1.000 solcher Feuchtpräparate finden sich heute noch in der Pathologischen Sammlung der Universität Erlangen-Nürnberg. Die meisten von ihnen über 100 Jahre alt, ein Archiv des kranken Körpers.

Präparate dienen gemeinhin als Anschauungsmaterial für Lehre und Forschung. Sie sind dazu bestimmt, betrachtet zu werden. Pathologische Präparate zeigen das Typische eines Krankheitsbefundes oder im Gegenteil eine seltene Ausprägung davon. Sie halten die unterschiedlichen Stadien eines Krankheitsverlaufs fest oder dokumentieren ungewöhnliche Befunde.

PRÄPARATE KRANKHAFT VERÄNDERTER Organe gehörten in Erlangen ursprünglich zum Bestand der Anatomischen Sammlung. Die Geschichte der Sammlung beginnt so gesehen mit der Gründung

der Universität 1743, denn bereits wenige Wochen nach deren Eröffnung konnte der erste Leichnam sezziert werden. Angesichts des notorischen Leichenmangels der Anatomischen Theater war das ein Erfolg, der den »Erlangischen Gelehrten Anzeigen« eine feierliche Meldung wert war. Die angekündigte Sektion war öffentlich.

UM 1850 SONDERTEN zwei junge Professoren – der Anatom Joseph von Gerlach und der Internist Franz von Dittrich – die pathologischen Präparate aus und führten sie zu einer eigenständigen Sammlung zusammen, die ihre Aufstellung zuerst im Universitätskrankenhaus fand. Der dazugehörige Lehrstuhl für »Pathologische Anatomie« wurde 1862 eingerichtet. Unter Leitung Friedrich Albert Zenkers und den geschickten Händen seiner Prosektoren wuchs die Sammlung stetig an. Als das Klinikum am 30. Dezember 1867 Feuer fing, mussten die leicht brennbaren Alkoholpräparate evakuiert werden. 1873 konnte das Institut und mit ihm die Sammlung endlich den lange ersehnten Neubau beziehen, 1906 das heutige Domizil an der



Krankenhausstraße: Die Sammlung, längst ein überaus stattliches Körperarchiv mit mehreren tausend Präparaten, wurde als »Herzstück« in der Mitte des neuen Gebäudes untergebracht. Auch in der Nachfolge Zenkers wurde sie ständig erweitert. Erst ab den 60er Jahren verlor sie an Bedeutung – und an Objekten: Pathologische Organbefunde wurden nun immer seltener am unmittelbaren Objekt demonstriert, sondern anhand von Diapositiven gezeigt. Die Sammlung musste zudem der Einrichtung neuer Laboratorien weichen. Den Blicken weitestgehend entzogen, geriet sie zunehmend in Vergessenheit.

ERST 2007 KAM wieder Bewegung in ihre Bestände. Unter dem Titel »Ausgepackt. Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg« wurden die überwiegend in den Magazinen lagernden Sammlungsdinge der Universität zum Gegenstand einer eigenen Ausstellung. Die Präparate wurden zu Exponaten. Die am meisten gefährdeten Stücke der schon fast aufgegebenen Sammlung konnten seitdem behutsam restauriert werden. Aktuell wird sie im Rahmen einer Dissertation wissenschaftlich katalogisiert. Nach konservatorischer Überarbeitung soll sie bald wieder der Schulung des ärztlichen Blicks dienen. Angesichts sinkender Autopsiezahlen bietet sie die Möglichkeit, Studierende weiterhin am dreidimensionalen Objekt zu unterrichten. Kein Bild kann das ersetzen. Die Studierenden sollen dabei auch den verantwortungsvollen Umgang mit der Sammlung selbst lernen. Das Hantieren mit menschlichen Präparaten erfordert in besonderer Weise Rücksichtnahme und Respekt. Darüber hinaus soll ihnen gezeigt werden, wie solche sensiblen Sammlungsstücke erhalten werden und welche Praktiken und Ikonographien sich hinter ihrer oft kunstvollen Zurichtung verbergen. Das Vorhaben, die Sammlung wieder zurück in den Hörsaal zu holen, wird wesentlich durch die Stiftung Mercator unterstützt, die unlängst die dafür notwendigen Mittel bewilligt hat.

DIE ERLANGER PRÄPARATE sind indes nicht nur Belege pathologischer Erscheinungen oder präparatorischer Fertigkeiten. Sie konservieren auch vergangene Anschauungen, Interessen und Deutungen. Als historische Zeugnisse dokumentieren sie beispielsweise den Wandel von Krankheitsbegriffen und verweisen auf die Weltbilder und Wissensformationen, in deren Namen sie präpariert, aufbewahrt und betrachtet wurden. Ihre besondere Bedeutung als historische Quellen erhalten sie überdies dadurch, dass die dazugehörigen Sektionsprotokolle und Sektionsbücher vollständig erhalten geblieben sind. In nicht



oben Durch Gefäßverschluss abgestorbene Zehen mit anschließender Infektion.
links Ein tödlicher Schuss in die Brust eines Soldaten, 1940 in die Sammlung aufgenommen.

wenigen Fällen ist sogar eine Zuordnung zu den Krankenakten der späterhin Verstorbenen möglich. In Verbindung mit dem vorhandenen Schriftgut wird es somit möglich, den stummen Präparaten eine Stimme zu geben. Der Staub, den Sammlungsdinge zwangsläufig immer wieder anziehen, scheint vorerst gebannt.

Udo Andraschke ist Wissenschaftshistoriker und Ausstellungsmacher. Seit 2011 ist er Kustos der Sammlungen der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

Dr. Tilman Rau ist Oberarzt am Pathologischen Institut des Universitätsklinikums Erlangen und Sammlungsbeauftragter der Pathologischen Sammlung.

Die Universität Erlangen-Nürnberg besitzt über 20 Forschungs-, Schau- und Lehrsammlungen. Die ältesten Bestände reichen deshalb bis ins 16. Jahrhundert zurück. Die jüngsten Sammlungen – die der Informatik und Medizingeschichte – entstanden vor etwas mehr als 10 Jahren als Reaktion auf die rasanten Veränderungen in diesen Fächern.

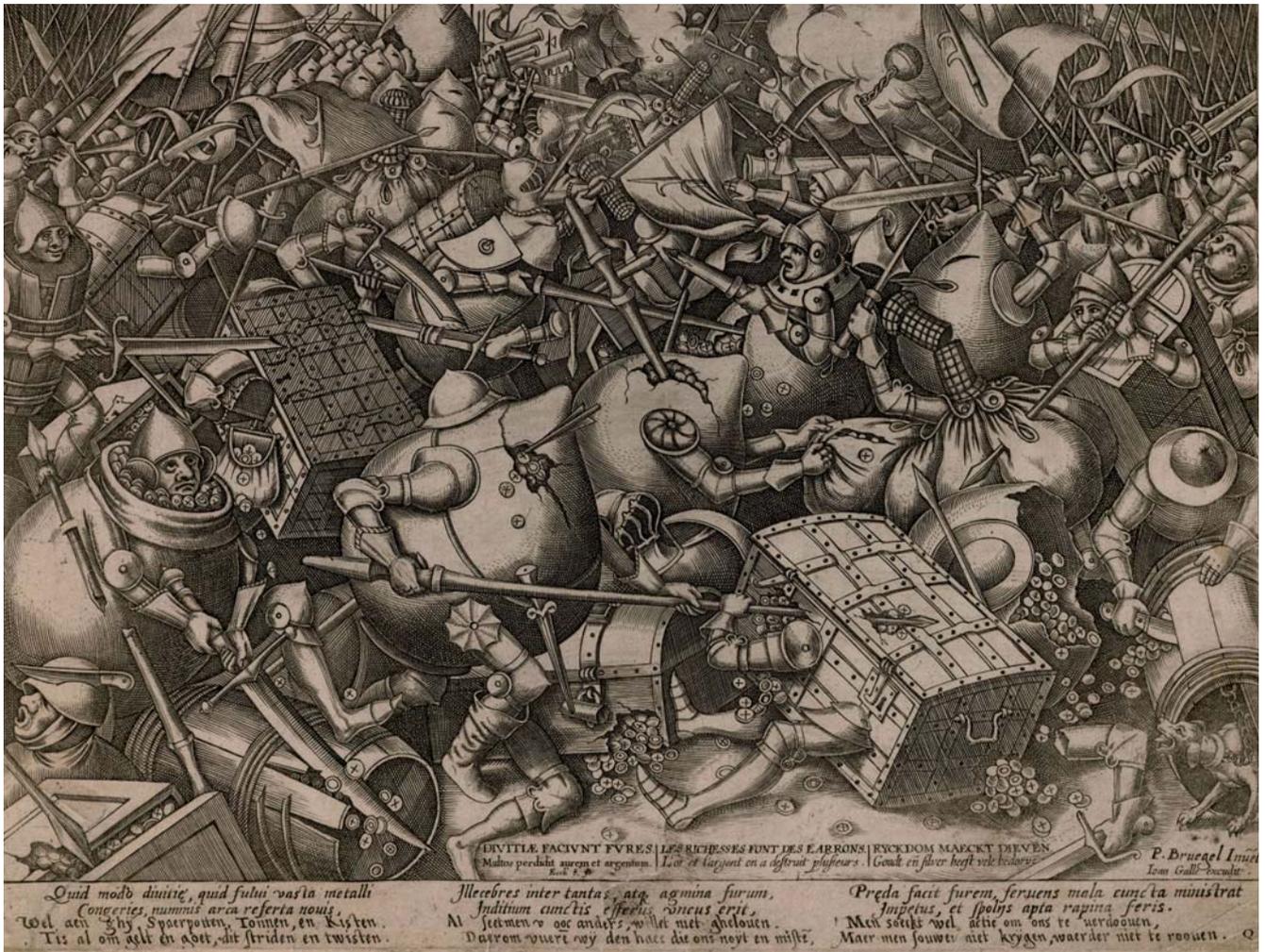
Anatomische und Pathologische Sammlungen sind in vielfacher Weise »sensible Sammlungen«. Präparate, die aus Unrechtskontexten in die Pathologische Sammlung der Universität Erlangen-Nürnberg gekommen sind, wurden auf Grundlage der »Stuttgarter Empfehlungen zum Umgang mit Präparaten aus menschlichem Gewebe in Sammlungen, Museen und öffentlichen Räumen« bestattet.

Literatur

Tilman Rau und Marion Maria Ruisinger: »Die pathologische Sammlung«. In: »Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg«, hg. von Udo Andraschke und Marion Maria Ruisinger. Nürnberg 2007, S. 169-178.

Krieg und Schulden

Text: Georg Zoche



KÖNNTE GELD ANDERS SEIN?

Unser Umgang mit Geld ist so alltäglich, dass wir uns nicht fragen: »Was ist Geld? Warum ist es so und nicht anders? Könnte es denn überhaupt anders sein? Und: Wie wäre es, wenn wir es neu erfinden würden?« Die Eigenschaften unseres heutigen Geldes haben sich im Laufe der Geschichte herausgebildet und wenn wir samstags beim Bäcker unsere Semmeln bezahlen, kommt es uns nicht in den Sinn, dass der Charakter unseres Geldes möglicherweise militärisch geprägt sein könnte. Dabei sagt uns schon unser Bauchgefühl, dass Geld etwas mit Macht zu tun hat – ebenso, wie wir wissen, dass Kriege immer wieder auch mittels der Notenpresse finanziert wurden. Aber der Zusammenhang zwischen Geld und Krieg geht tiefer: Unser heutiges Geldsystem ist aus der Notwendigkeit geboren, Kriege finanzieren zu können. Höflicher ausgedrückt: Um sich verteidigen zu können.

KRIEGSFINANZIERUNG

Kriege sind absurd: Sie werden geführt, obwohl schon zu Beginn feststeht, dass mindestens eine, meistens aber alle Parteien verlieren werden. Dabei erinnert die Problematik ihrer Finanzierung an die Wahl zwischen Pest und Cholera: Kriege zu führen (sich zu verteidigen), ist teuer, sie zu verlieren könnte aber noch teurer sein. Da Kriege zudem keine handelbare Ware sind – man sie nicht gewinnbringend an Dritte verkaufen kann –, lassen sie sich nicht aus sich selbst heraus finanzieren, sondern müssen künstlich subventioniert werden. Diese banalen Feststellungen haben weitreichende Konsequenzen.

oben Pieter v. d. Heyden nach Pieter Bruegel d. Ä.,
»Der Kampf der Sparbüchsen und der Truhen«,
Kupferstich, nach 1570, Baker Library, Boston.

KEIN KRIEG OHNE SCHULDEN: DIE ERFINDUNG DER STAATSANLEIHEN

Jede Kriegspartei steht unter dem Zwang, mehr Geld als die jeweils gegnerische Partei aufbringen zu müssen. Dieser Wettlauf brachte wohl eine der bedeutendsten finanztechnischen Erfindungen hervor: Verbriefte staatliche Schulden (Staatsanleihen). Hierzu führt der Finanzhistoriker Niall Ferguson aus: »(...) das Ende von Napoleon 1815 bei Waterloo: Die Schlacht war auch ein Wettstreit zwischen zwei Finanzsystemen. Die Franzosen finanzierten den militärischen Konflikt durch Plünderung, die Engländer dagegen nutzten den Anleihemarkt und nahmen Schulden auf. So gelang ihnen der Aufstieg zur Weltmacht. (...) Wahrscheinlich begann der Staat überhaupt erst mit dem Schuldenmachen, als die Venezianer im 13. Jahrhundert entdeckten, dass sie auf diese Weise Kriege leichter finanziert bekamen: wenn sie nämlich das Geld von den Bürgern liehen, anstatt diese zu besteuern. Hier liegt der Ursprung des Rentenmarktes. Hinter jedem großen historischen Ereignis verbirgt sich ein finanzielles Geheimnis.«

Während der historische Ursprung von (Staats)Anleihen also in der Finanzierung von Kriegen zu liegen scheint, zeigen die folgenden Beispiele, dass Kriegsanleihen nicht immer auch als solche bezeichnet werden:

- Im amerikanischen Bürgerkrieg finanzierten die Südstaaten ihre Kriegskosten durch den Verkauf von Baumwollanleihen.
- 1968 brachte die US-Regierung den staatlichen Immobilienfinanzierer Fannie Mae an die Börse, um mit den Erlösen den Vietnamkrieg zu finanzieren.
- Der Verkauf von US-Immobilienanleihen half bei der Finanzierung des Irakkriegs (die Details können – dem Freedom of Information Act sei Dank – in den Protokollen des Federal Reserve Offenmarktausschusses nachgelesen werden http://www.federalreserve.gov/monetarypolicy/fomc_historical.htm).

KRIEG DER WÄHRUNGEN

Der oben geschilderte Wettstreit zwischen zwei Finanzsystemen hat zur Folge, dass sich in jedem größeren Krieg immer auch zwei Währungen gegenüberstehen. Hieraus ergibt sich eine erstaunliche Konsequenz: Innerhalb nur einer Währung gibt es keine (großen) Kriege. Wollten zum Beispiel Frankreich und Deutschland heutzutage wieder gegeneinander zu Felde ziehen, müssten sie hierfür die Europäische Union um Kredit bitten – den sie aber niemals erhalten würden, da die EU selbstredend keinen Krieg gegen sich selbst finanzieren würde. Frankreich und Deutschland müssten also entweder auf den Krieg verzichten oder aus der Europäischen Währungsunion austreten und wieder eigene Nationalwährungen aufbauen – ein Weg, den im US-amerikanischen Bürgerkrieg die Nord- und Südstaaten schließlich eingeschlagen haben.

Da die Macht einer Währung also eine wesentliche Grundlage des Kriegführens darstellt, gehört es zu den gängigen

Kriegslisten, die Währung des Feindes mit allen Mitteln zu schwächen. So ordnete Napoleon im September 1809 den Druck von 100 Millionen gefälschter österreichischer Banknoten mit dem Ziel an, »diese Papiergeldausgabe im Wert zu mindern und Österreich zur Metallwährung zurückzuzwingen.« Im Zweiten Weltkrieg fälschte Nazi-Deutschland US-Dollars und Britische Pfund und heute vermuten die USA, dass Nordkorea große Mengen gefälschter 100-Dollarnoten in Umlauf bringt (den sogenannten Superdollar).



oben Walther Funk, ehemaliger Reichswirtschaftsminister und Präsident der Reichsbank, auf der Anklagebank bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen.

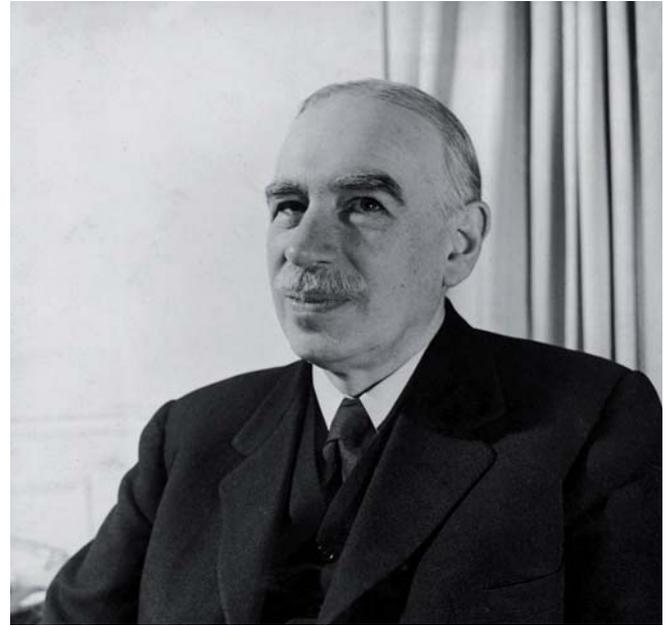
NAZI-DEUTSCHLAND ERFINDET DIE LEITWÄHRUNG

Aufgrund dieser militärischen Bedeutung liegt es in der nationalstaatlichen Raison, für die eigene Währung die größtmögliche Macht anzustreben. Aus dieser Sicht kann der Zweite Weltkrieg auch als ein Krieg um die Nachfolge des Britischen Pfunds betrachtet werden, auf dem bis zu seinem Zusammenbruch (1931) der Welthandel beruht hatte und das nun durch eine andere Währung ersetzt werden musste. Als die Achsenmächte im Frühjahr 1940 bereits fast ganz Europa unter ihre Kontrolle gebracht hatten, der Krieg bald zu Ende und ein Sieg Nazi-Deutschlands kaum mehr abzuwenden schien, lud Walther Funk, Reichswirtschaftsminister und Präsident der Deutschen Reichsbank, am 25. Juli 1940 zu einer internationalen Pressekonferenz und erläuterte die von Nazi-Deutschland nach der baldigen »siegreichen Beendigung des Krieges« vorgesehene »wirtschaftliche Neuordnung Europas.«

Es mag kaum überraschen, dass Nazi-Deutschland im Sinn hatte, dass nach dem Ende der »Weltherrschaft des Pfundes« die Reichsmark dessen Nachfolge antreten sollte. Jedoch schockierte Nazi-Deutschland den Rest der Welt mit einem perfiden und bis dahin völlig unerhörten Mechanismus, der die Reichsmark mit ungeahnter Macht versehen sollte: Zukünftig sollten Währungen nicht mehr an Gold, sondern an die Reichsmark zu festen Wechselkursen gebunden sein. Der Gedanke einer »Leitwährung« mit untertänigen



oben Hjalmar Schacht, ehemaliger Reichsminister und Architekt der »wirtschaftlichen Neuordnung Europas« in einem alliierten Internierungslager.



oben John Maynard Keynes.

»Satellitenwährungen« war geboren und sollte – wie heutzutage in den Unterlagen des Reichswirtschaftsministeriums nachgelesen werden kann – die »starke Steigerung der Lebenshaltung« unter »deutscher Führung« auf Kosten der Länder »im Südosten« ermöglichen. In einer solchen Welt wären die armen Nationen infolge ihrer schwachen Währungen gezwungen, den reichen Industrienationen (mit ihren starken Währungen) als billige Lieferanten von Rohstoffen und Arbeit zu dienen.

GROSSBRITANNIEN SCHLÄGT NEUTRALE WELTWÄHRUNG VOR

Über Monate hinweg dominierte die deutsche Propaganda das Thema einer zukünftigen Geld- und Wirtschaftsordnung, ohne dass es hierzu nennenswerte Gegenstimmen oder gar Gegenentwürfe der Alliierten gegeben hätte. Am 19. November 1940 forderte das britische Informationsministerium schließlich John Maynard Keynes – den wohl bedeutendsten Wirtschaftstheoretiker seiner Zeit – dazu auf, die Grundlagen einer Gegenpropaganda zu Funks »Neuordnung Europas« zu entwickeln. Keynes reagierte prompt, unterzog den Plan Nazi-Deutschlands einer Analyse und teilte am 1.12.1940 mit: »Es ist nicht einfach, in Deutschlands wirtschaftlicher Neuordnung mehr als nur diese eine Sache zu entdecken, die deutlich hervorsticht: der Plan, wonach hochwertige Industrie hauptsächlich in Deutschland konzentriert sein soll, während die untertänigen Satellitenstaaten gezwungen werden, sich auf jene Formen von Produktion zu beschränken, die den Annehmlichkeiten Deutschlands nutzen – in erster Linie Agrarprodukte; und wonach die Bedingungen des Tauschs von Deutschlands hochwertigen Produkten gegen die Erzeugungen der anderen Staaten so diktiert sein werden, dass der Lebensstandard in Deutsch-

land weit über dem Niveau seiner Nachbarn gehalten werden kann. Indessen wird sich aller Außenhandel zu einem deutschen Monopol entwickeln. Es käme einem überraschenden Triumph der Propaganda gleich, wenn diese moderne Version einer an Sklaverei grenzenden imperialistischen Ausbeutung ihren Opfern schmackhaft gemacht werden könnte.«

Dieser »an Sklaverei grenzende« Mechanismus einer dominierenden Leitwährung musste verhindert werden, weshalb Keynes im Auftrag der Britischen Regierung einen Gegenvorschlag erarbeitete. Da dem Zweiten Weltkrieg der Zusammenbruch des Britischen Pfundes vorausgegangen war, konnte Keynes seinen Vorschlag nicht auf dem Pfund basieren, sondern schlug für den Welthandel die Schaffung einer internationalen Währung vor; so würde keine Nation durch die Welthandelswährung bevorzugt sein.

DER US-DOLLAR WIRD WELTLEITWÄHRUNG

Der britische Plan einer Währungsordnung mit gleichberechtigten Nationen lief jedoch den Bestrebungen der USA zuwider, nach dem gewonnenen Krieg den US-Dollar anstelle der Reichsmark als Weltleitwährung einzusetzen. Erste konkrete Umsetzungsarbeiten hierzu hatten die USA insgeheim bereits bei Kriegseintritt aufgenommen: Nur eine Woche nach dem Angriff auf Pearl Harbour – am 14. Dezember 1941 – beauftragte Finanzminister Henry Morgenthau seinen Berater Harry Dexter White mit der Planung einer neuen Weltwirtschaftsordnung. Schon zwei Wochen später stellte White ein zwölfseitiges Memorandum vor, das er in den folgenden Monaten mehrfach überarbeitete und erweiterte. Am 8. Mai 1942 überreichte er Morgenthau einen überaus voluminösen Entwurf, der bereits Planungsunterlagen für eine internationale Währungskonferenz enthielt, auf der die



oben Dexter White.

rechts Frühlingsgefühle auf der Konferenz von Bretton Woods.



der Konferenz – genauer: in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli 1944 – heimlich umgeschrieben hatten. Als die aus 44 Nationen stammenden Konferenzteilnehmer den Vertrag schließlich unterzeichneten, ahnten sie nicht, dass die USA in dem Dokument u. a. das Wort »Gold« jeweils um den Zusatz »oder US-Dollar« erweitert hatten.

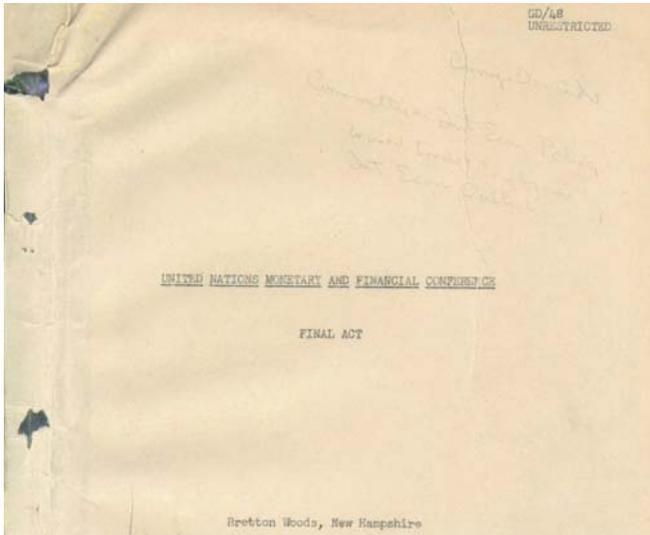
neue Weltwirtschaftsordnung durchgesetzt werden sollte. Der Entwurf von White sah vor, dass der US-Dollar das britische Pfund als die international vorherrschende Währung ablösen sollte. White wies darauf hin, dass dieser Plan jedoch auf deutlichen Widerstand treffen würde, da es nicht im Interesse der übrigen Nationen sein könnte, die USA derart zu begünstigen. Vielmehr würden es die meisten Länder der Welt vorziehen, den internationalen Handel in einer neutralen, nicht-nationalen Währung abzurechnen. Am 12. Mai 1942 lobte Morgenthau den »masterly job« von White und übermittelte die Entwurfsunterlagen an Präsident Roosevelt. Aber wie könnten die USA ihren Plan umsetzen? Nazi-Deutschland hätte es sich nach einem Sieg einfach gemacht und die Reichsmark per Dekret zur Leitwährung erhoben; eine Vorgehensweise, die nur Diktaturen offen steht, nicht jedoch demokratischen Nationen. Die USA mussten einen anderen Weg wählen: Die Durchsetzung ihrer Interessen per internationaler Konferenz.

Im Detail entwickelte sich diese Vorgehensweise überaus komplex und dauerte über zwei Jahre – schließlich mussten die Nationen dazu gebracht werden, gegen ihre eigenen Interessen zu handeln. Wer heute der Frage nachgeht, wie der US-Dollar zur Weltleitwährung wurde, stößt meist auf die gleiche Antwort, wonach sich die Länder der westlichen Welt 1944 auf der Konferenz von Bretton Woods auf die Einsetzung des US-Dollars als Weltleitwährung geeinigt hätten. Diese Darstellung ist jedoch falsch, denn weder hatten sich die Länder auf den US-Dollar als Weltleitwährung geeinigt, noch wurde dieser Punkt in Bretton Woods überhaupt verhandelt! Es lief ganz anders: In den über Jahrzehnte unter Verschluss gehaltenen Tagebüchern von Morgenthau sowie Aufzeichnungen der Federal Reserve kann heute nachgelesen werden, dass die USA die Vertragsdokumente während

Es dauerte Monate, bis das eigentliche Ergebnis der Konferenz ans Licht kam und unter anderem zu heftigen Protesten der britischen Regierung führte, die das Vorgehen der USA als Betrug bezeichnete und den Vertrag zunächst nicht ratifizieren wollte, schließlich jedoch dem US-amerikanischen Druck nachgeben musste. Nun wurde der US-Dollar zur Weltleitwährung: Die Bretton-Woods-Länder waren verpflichtet, ihre Währungen in einem festen Wechselkurs zum US-Dollar zu halten (und hierfür US-Dollar in unbegrenzter Menge aufzukaufen), während die USA dazu verpflichtet waren, den US-Dollar in einem festen Verhältnis zu Gold zu halten. Hierdurch hatten die USA gewissermaßen das Privileg erhalten, »Gold drucken« zu können.

FREIE WECHSELKURSE

Heute dominiert der US-Dollar zwar noch den Welthandel, aber seine Rolle als Leitwährung, zu der andere Währungen in festen Wechselkursen stehen, hat er verloren. Auch dies hat wieder mit der Problematik der Kriegsfinanzierung zu tun: Denn es waren schließlich die horrenden Kosten des Vietnamkriegs, die eine Beendigung der Goldbindung des US-Dollars notwendig machten und in Folge unsere heutige Geldordnung etablierten. Die Deutsche Bundesbank vermerkt hierzu: »(...) die USA hatten nicht zuletzt zur Finanzierung des Vietnam-Kriegs übermäßig US-Dollar emittiert und mussten bereits 1971 die Goldeinlösungsverpflichtung aufgeben (...).« Der Zusammenbruch der Goldbindung und die darauf folgende Entwicklung des heutigen Systems der freien Wechselkurse spielte sich allerdings weitaus dramatischer ab, als der schlichte Satz der Deutschen Bundesbank erahnen lässt: Die Sonderrolle des US-Dollars als Weltleitwährung hatte es den USA ermöglicht, die Kosten des Vietnamkriegs auf die Nationen der untergeordneten Währungen abzuwälzen, da diese durch den Bretton Woods Vertrag dazu



oben Das Bretton-Woods-Abkommen.

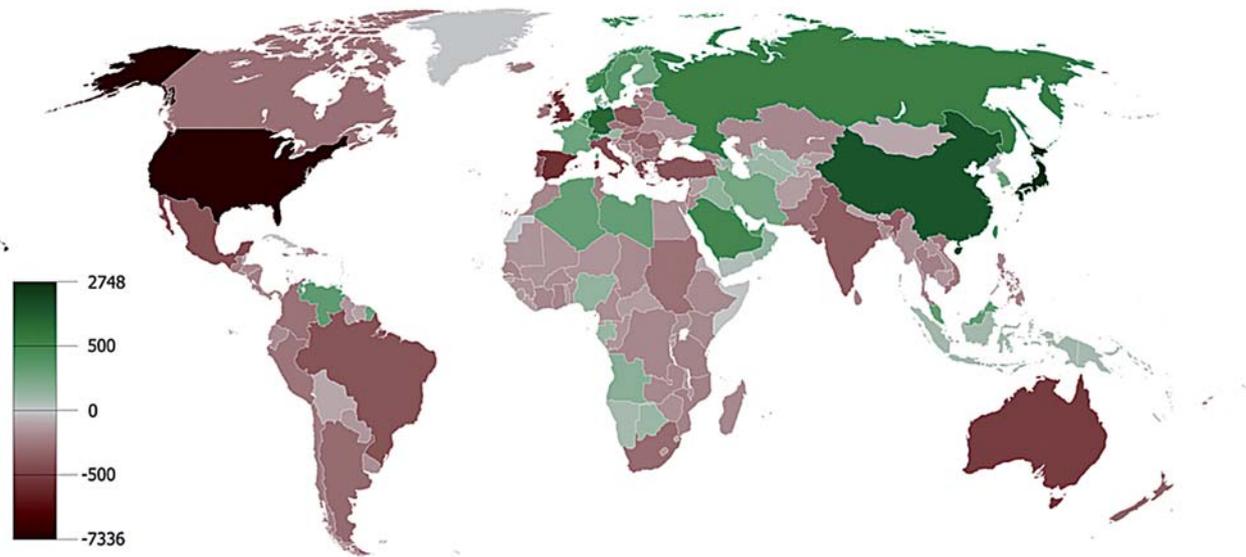
verpflichtet waren, die von den USA zur Kriegsfinanzierung gedruckten Dollar in beliebigen Mengen zu festen Wechselkursen anzukaufen. Als die Bereitschaft dieser Nationen schwand, die durch den Krieg verursachten Kosten und Inflation zu tragen, übten die USA erheblichen Druck aus, um das System so lange wie möglich aufrechtzuerhalten. Deutschland wurde daran erinnert, dass sein Überleben vom Schutz durch das amerikanische Militär abhängt, und auch die übrigen Nationen sollten den US-Dollar durch Ankäufe stützen und sich so an den Kosten der »Verteidigung der freien Welt« beteiligen. Das Vertrauen in den US-Dollar sank weiter und schließlich kam es im März 1968 zu einem Run auf Gold, in dessen Verlauf die Bank of England am 15. März (einem Freitag) die Londoner Goldbörse schließen musste und weltweit der Handel mit Gold, Währungen und Aktien ausgesetzt wurde; selbst kleine Münzhändler schlossen ihre Ladentüren und Restaurants, Hotels und Geschäfte in aller Welt verweigerten die Annahme von Travelerschecks oder US-Dollar. Sofort wurde für das Wochenende in Washington eine Notkonferenz mit internationaler Beteiligung anberaumt: Wie sollte es am Montag weitergehen können? Denn der Wert des US-Dollars und mit ihm der Wert aller anderen an ihn angeschlossenen Währungen war plötzlich völlig ungewiss. Über das Wochenende entwickelte die Notkonferenz ein Gentlemen's Agreement, wonach die westliche Welt den US-Dollar wenigstens noch so lange stützen würde wie der Vietnamkrieg im Gange wäre. Mit den Kosten des Vietnamkriegs stieg der Dollardruck jedoch immer weiter, bis endlich im Mai 1971 Deutschland, Schweiz, Holland und Belgien die Annahme weiterer US-Dollar verweigerten. Als die Bank of England am 13. August 1971 von den USA die Garantie forderte, dass die von Großbritannien gehaltenen drei Milliarden US-Dollar ihren Wert in Gold behalten würden, reagierte Richard Nixon prompt und verkündete zwei Tage später das Ende der Bindung des US-Dollars an Gold. Mit einem Schlag hatten sich die 2.666 Tonnen Gold der Briten in Papier verwandelt (heutiger Wert: rund 80 Milliarden US-Dollar). Genauso waren die restlichen Außenschulden der USA von rund 70 Milliarden US-Dollar nur noch Papier;

wobei die entsprechende Goldmenge von 62.207 Tonnen auch die heutigen Goldreserven der Welt – ca. 31.460 Tonnen – um das Doppelte übersteigen würde. Heute entspräche der Wert dieser von den USA nicht eingelösten Goldversprechen rund 3,5 Billionen Dollar. Die Dollarkrise hatte ein heilloses Durcheinander verursacht, das immer schwieriger zu überblicken war: Die Schulden der USA stiegen kontinuierlich an, für Gold gab es nun zwei verschiedene und immer weiter auseinanderklaffende Preise (den offiziellen Preis im Goldhandel zwischen Nationen und den deutlich höheren Preis am freien Markt), einige Nationen hatten ihre Währungen immer noch an den US-Dollar gebunden, andere hatten die Bindung aufgehoben und verweigerten den Ankauf von US-Dollar.

Unter diesen Bedingungen wurde es immer schwieriger, den Wert der Währungen zu bestimmen – weder untereinander noch im Verhältnis zu Gold oder zu Waren. Am 5. März 1973 wurde schließlich der offizielle Handel mit Währungen eingestellt – weltweit und für ganze zwei Wochen! Niemand wusste, wie es weitergehen sollte und welchen Wert die verschiedenen Währungen und Gold dann noch hätten. Am 14. März 1973 erklärte Deutschland die Bindung der D-Mark an den US-Dollar für beendet und nicht nur die D-Mark, sondern auch andere wichtige Währungen wurden fortan frei gehandelt. Dieser Zustand freier Wechselkurse sollte jedoch lediglich eine Notlösung sein und nur vorübergehend anhalten: So lange, bis die USA ihre Handelsbilanz wieder in ein Gleichgewicht mit der Welt gebracht hätten. Die Deutsche Bundesbank schätzte sehr optimistisch, dass die USA dies nicht vor 1974 erreichen könnten; die Welt müsste also wohl mindestens ein Jahr mit freien Währungen leben. Aus dieser dramatischen Situation heraus ist also das System von Papiergeldwährungen mit freien Wechselkursen entstanden, an das wir uns heute gewöhnt haben und das wir für völlig normal und selbstverständlich halten.

DAS TRIFFIN-DILEMMA

Als der US-Dollar 1944 zur Weltleitwährung und damit zugleich zur wichtigsten Transaktions- und Reservewährung gekürt wurde, wusste man noch nicht, dass man sich damit schier unlösbare Probleme einhandeln würde – denn diese Probleme waren damals noch nicht bekannt. Erst 1959 beschrieb der belgisch-US-amerikanische Ökonom Robert Triffin das nach ihm benannte Dilemma und sagte die schließlich ein halbes Jahrhundert später eintretende Finanzkrise von 2008 voraus. Sein auf »Halloween 1959« datiertes Vorwort zu »Gold and the Dollar Crisis« beendete Triffin mit der Prophezeiung: »Ob es eine Chance gibt, diese Probleme rechtzeitig genug zu bewältigen, bevor eine größere Krise des internationalen Währungssystems erfolgt, ist eine ganz andere Frage, die nur die Geschichte allein beantworten kann und beantwortet wird.« Triffin hatte bewiesen, dass die Verwendung des US-Dollars als globale Transaktionswährung früher oder später in einer Krise enden müsste. Zwangsläufig. Wie aber kann das sein? Der unausweichliche Mechanismus des Triffin-Dilemmas ist schnell erklärt: Der



oben Kumuliertes Leistungsbilanzdefizit der Jahre 1980 bis 2008 [Milliarden US-Dollar].

US-Dollar kann der Welt nur dann als Transaktions- und Reservewährung dienen, wenn die USA mehr ausgeben als einnehmen.

Das klingt zunächst verblüffend, hat aber einen einfachen Grund: würden sich die USA nicht verschulden, so gäbe es außerhalb der USA auch keine US-Dollar. Und dann hätte z. B. Deutschland keine US-Dollar, um damit in Saudi-Arabien Öl zu kaufen. Der US-Dollar kommt also nur in die Welt, wenn die USA in der Welt mehr einkaufen, als sie der Welt verkaufen. Es ist also kein Zufall, dass die USA einerseits die Welthandelswährung bereitstellen und andererseits das höchste Leistungsbilanzdefizit aufweisen: Die Verschuldung der USA ergibt sich aus der Verwendung des US-Dollars als internationale Transaktions- und Reservewährung. Darüber hinaus konnte Triffin anhand historischer Daten beweisen, dass der von ihm beschriebene Mechanismus nicht rein theoretischer Natur war, sondern 1931 bereits zum Zusammenbruch des britischen Pfundes geführt hatte. Da jede nationale Währung von dem Dilemma betroffen wäre, verwies Triffin auf den oben erwähnten Plan von Keynes – die Schaffung einer internationalen Welthandelswährung – als möglichen Ausweg.

GELD MUSS ANDERS WERDEN!

Unsere Geldordnung ist vor allem gut dazu geeignet, gigantische Schulden zu ermöglichen, die in ebenso gigantische Krisen führen, sobald die durch sie ermöglichten Ungleichgewichte zu groß werden. Keynes hatte dies erkannt und leitete daher seinen Plan einer anderen Geldordnung aus dem Gleichgewicht der Nationen mit der Welt ab, das aufrecht erhalten werden müsste, um eine Wiederholung der 1929 ausgebrochenen Weltwirtschaftskrise zu verhindern. Zu Beginn seiner Überlegungen stellte er fest: »Das Problem, das Zahlungsgleichgewicht zwischen Nationen zu erhalten, wurde nie gelöst, seitdem die Verwendung von Geld und Wechseln den direkten Tauschhandel verdrängt hat.« Über die einzigartige Ausstrahlung, die von Keynes' grandiosem Vorschlag

ausging, merkte der Ökonom Lord Robbins in seiner Autobiografie an: »Es wäre kaum möglich, die elektrisierende Wirkung zu übertreiben, die dieses Dokument auf den gesamten relevanten Regierungsapparat ausübte (...) Niemals zuvor war etwas derartig Erfindungsreiches und Ehrgeiziges als mögliche Richtlinie verantwortlicher Regierungspolitik diskutiert worden (...) Es wurde sozusagen ein Hoffnungsbanner, eine Inspiration inmitten der täglichen Schinderei um die Pflichten der Kriegszeit.« Damals konnte sich der Plan von Keynes gegen die übermächtigen Interessen der USA nicht durchsetzen. Doch heute trifft er wieder auf breites Interesse: In ihren Untersuchungen der 2008 ausgebrochenen Finanzkrise verweisen UN-Expertenkommission, die BRIC-Staaten, Internationaler Währungsfond und Weltbank auf das Triffin-Dilemma als deren wesentliche Ursache und fordern daher unter Hinweis auf Keynes die Schaffung einer neuen globalen Währung. Es würde zu weit führen, den Plan von Keynes hier im Detail zu besprechen. Die Grundgedanken seien jedoch kurz erwähnt:

- Schulden wären nur innerhalb der Gleichgewichtsgrenzen möglich gewesen (jede Nation könnte soviel von der Welt beziehen, wie sie im Gegenzug an die Welt liefert).
- Die Weltwährung wäre frei von Zinsen.

In einer solchen Geldordnung wäre die Finanzierung großer Kriege nahezu unmöglich, während die Durchsetzung und Finanzierung globaler Belange (z. B. Klimaschutz) ebenso vereinfacht würde wie die Entwicklung der Länder der Dritten Welt. Aufgrund unserer heutigen Geldordnung erhält die Weltwirtschaft ihre Antriebskraft aus dem Ungleichgewicht – in einer Welt nach Keynes würde sich die Antriebskraft aus dem Gleichgewicht speisen. Diese Kraft könnte dann nicht nur größer, sondern auch friedlicher und nachhaltiger sein.

Georg Zoche, Gewinner des UNESCO-Essaywettbewerbs »Global Governance«, beschreibt Wesen und Macht des Geldes im 21. Jahrhundert in seinem Buch »Welt Macht Geld«, erschienen 2009 im Blumenbar Verlag.

Teile und herrsche

Text: Stefan Eisenhofer

Die
Potlatch-
Zeremonie
an der
indianischen
Nordwest-
küste



rechts Kunstvoll bemalte Kupferplatten gehörten zu den wertvollsten Gaben während eines Potlatch-Festes.

»TEILEN IST DAS NEUE HABEN«, lautete kürzlich die Titelstory des Magazins »Stern.« Es ging darin um das Teilen und Tauschen in unserer deutschen Gesellschaft. Und es ging dabei auch um ein neues Verhältnis zu Besitz und um eine generelle Neuordnung im Umgang mit Dingen.

Bei der Devise »Nutzen statt Besitzen« handelt es sich allerdings keineswegs um ein Prinzip, das sich Menschen erst neuerdings zur Ressourcen-Umverteilung erdacht haben. Dies zeigt sich besonders eindrucksvoll am sogenannten Potlatch, einer zentralen Zeremonie bei den Indianern an der pazifischen Nordwestküste Nordamerikas. Die dortigen Bevölkerungsgruppen – die Tlingit, Haida, Nootka, Tsimshian, Chinook and Kwakiutl – lebten vorwiegend am Meer und an küstennahen Flüssen und ernährten sich vor allem von Fischfang und Meeressäugerjagd.

Das Wort *Potlatch* stammt aus der Chinook-Sprache und bedeutet soviel wie »geben.« Tatsächlich ging es bei diesen Festen zunächst um das Geben: Ranghohe Gastgeber mussten ihre Gäste auf äußerst freizügige Weise verköstigen und ihnen große Mengen materieller Güter schenken. Dabei versuchte man, gegenüber den geladenen anderen Familienverbänden den Eindruck größter Verschwendung zu erwecken. Und tatsächlich wurden zur Vorbereitung oft über lange Zeiträume hinweg von der ganzen Gastgeberfamilie Gegenstände und Nahrungsmittel angehäuft, die dann in kürzester Zeit im Rahmen des Potlatch-Festes verschenkt, konsumiert oder zerstört wurden. Die Absicht dieser Zeremonien war dabei in erster Linie, erbliche Titel und Privilegien zu erwerben und zu bestätigen. Die anwesenden hochrangigen Gäste dienten in diesen Gesellschaften ohne Notare und ohne schriftliche Verträge als öffentliche Garanten der Ansprüche, Vorrechte

und Adelspositionen. Durch das öffentliche Vortragen der Abstammungsgeschichte und der Privilegien wurden diese akzeptiert und von allen Anwesenden als rechtmäßig bestätigt. Durch die Annahme der Einladung und der Geschenke verpflichteten sich die ranghohen Gäste gleichsam zu einer Gegeneinladung. Dabei wurde ein noch großzügigeres Bewirten und Beschenken der Gäste angestrebt. Ziel war es letztlich, die ranghöchste Abstammungslinie für alle sichtbar zu belegen und die Rangfolge der anderen zu bestimmen. »Der Indianer hat kein Buchhaltungssystem; folglich wird die Transaktion öffentlich vollzogen, um ihr Sicherheit zu geben«, schreibt der bedeutende Ethnologe Franz Boas.

IM SPÄTEN 19. JAHRHUNDERT gelangten »neureiche« Händler infolge des Handels mit den Europäern zu Reichtum. Als sie zunehmend hohe Titel für sich beanspruchten, eskalierte das System. Tausende von Decken wurden zerstört, Walfischöl und Häuser verbrannt, wertvollste Kupferplatten zerschlagen und demonstrativ im Meer versenkt. Zwischen den Machthabern tobte ein immer ruinöserer »Kampf mit Besitz«. Riesige Schulden wurden angehäuft, die bald in keinem Verhältnis mehr standen zu den real noch vorhandenen Besitztümern und Gegenständen.

»Bei weitem das größte aller Hindernisse auf dem Weg der Indianer zu zivilisiertem Verhalten ist der Potlatch«, schrieb damals der Missionar William Duncan im Jahr 1875. Solche Klagen führten schließlich zum Verbot des Potlatch-Wesens von staatlicher Seite im Jahr 1884. Und auch noch heute wird immer wieder in Untersuchungen auf die zerstörerischen Aspekte des Potlatch verwiesen, bei dem in jahrelanger Arbeit angehäuften Güter innerhalb kurzer Zeit verschleudert und zerstört werden.



links Dieses Aquarellbild aus dem Jahr 1859 zeigt Chief Chetzemoka und eine seiner Frauen bei der Gabenverteilung bei einem Potlatch in Port Townsend, Washington.



links Im Rahmen der Potlatch-Feste wurden große Mengen von Gütern angehäuft und an die Gäste verteilt.

unten Die Güter für den Potlatch wurden oft über lange Zeit hinweg in aufwändig verzierten Holztruhen aufbewahrt.



DABEI WIRD ALLERDINGS gerne übersehen, dass eine solch zentrale kulturelle Institution durchaus auch gemeinschaftsregulierend und segensreich gewirkt hat. Denn obwohl die Nordwestküstenregion grundsätzlich von großem Nahrungsüberschuss geprägt war, war der Zugang zu den Ressourcen nicht gleichmäßig verteilt. Bestimmten Familien gehörten die besten Lachsfischplätze, die ergiebigsten Jagdgründe am Meer und oft auch der Grund, auf denen die Siedlungen standen. Ein wichtiger Aspekt der Potlatch-Zeremonie war daher die Umverteilung von Reichtum und die Nivellierung von Besitz, was letztlich den sozialen Frieden förderte. Durch das großzügige Verteilen großer Gütermengen und Nahrungsmittel wurde der ausgrenzenden Anhäufung großer Reichtümer durch einzelne Personen oder Familienzweige entgegengewirkt, indem es auf mehrere umverteilt wurde. Hinter diesen Reichtumsübertragungen steht die grundlegende Einsicht, dass es von allem genug gibt, wenn es von allen anstatt nur von einzelnen wenigen genutzt werden kann.

Beim Potlatch ging es aber eben nicht nur um das Geben, sondern auch um das Annehmen und Erwidern von Gaben. Das wirtschaftliche System der Indianer »basiert weitgehend auf dem Kredit«, schreibt Franz Boas im Jahr 1899. Er sieht in den verschenkten Potlatch-Gütern Investitionen, bei denen man in bestimmter Frist im Rahmen von Gegeneinladungen einen Rückfluss mit Zinsaufschlag zu erwarten hat. »Schulden machen und Schulden begleichen – das ist der Potlatch«, fährt Boas fort. Entsprechend schreibt er weiter: »Bei all seinen Unternehmungen verlässt sich der Indianer auf die Hilfe seiner Freunde. Er verspricht, sie für diese Hilfe

zu einem späteren Zeitpunkt zu bezahlen. Besteht die geleistete Hilfe in Wertsachen, die von den Indianern in Decken gemessen werden, so wie wir sie in Geld messen, dann verspricht er, den Wert dieses Darlehens mit Zinsen zurückzuerstatten.« Auch der große Ethnologe und Soziologe Marcel Mauss betonte, dass im Rahmen des Potlatches Gaben zum Zirkulieren gebracht worden seien, in der Gewissheit, dass sie zurückgegeben werden. Dadurch, dass man alles ausgeben müsse, was man besitze, würde deutlich, dass alle einander und jeder jedem alles schulde: Menschen, Familien, Dörfer, Abstammungsgruppen. Mauss sah den Ursprung von Schulden und Kredit in der Gabe und im Geschenk. Er regte daher an, Ausdrücke wie *Schulden*, *Zahlung*, *Rückzahlung*, *Darlehen* dahingehend zu korrigieren, dass man sie durch Ausdrücke wie *Geschenk* und *Gegengeschenk* ersetzt. Dadurch bekäme man eine recht genaue Vorstellung von der Funktion des Kredits im Potlatch. Generell würden eben in vielen Kulturen Austausch und Verträge in Form von Geschenken stattfinden, die theoretisch freiwillig seien, in Wirklichkeit jedoch immer gegeben und erwidert werden müssten. Demnach würden Ehre und Prestige damit zusammenhängen, dass man innerhalb einer gewissen Frist die angenommenen Gaben quasi mit hohen Zinsen zurückzahlt. Mauss wandte sich dabei auch gegen Vorstellungen, wonach der Verkauf auf Kredit »ein höheres Stadium der Zivilisation« darstellen würde.

ALS ZWEITES ZIEL des Potlatches nannte er, die Früchte der Arbeit so anzulegen, dass man sowohl für sich selbst als auch für seine Kinder den größtmöglichen Nutzen daraus zieht:

»Diejenigen, die bei einem solchen Fest Geschenke erhalten, nehmen sie als Darlehen, welches sie bei ihren laufenden Unternehmungen verwenden; doch nach einigen Jahren müssen sie es dem Geber oder seinen Erben mit Zinsen zurückgeben. So wird der Potlatch von den Indianern schließlich als ein Mittel angesehen, das Wohl ihrer Kinder zu sichern, falls diese in jugendlichem Alter Waisen werden sollten.«

MAUSS UND BOAS sahen in dem Geschenk und Gegengeschenk-Mechanismus des Potlatch demnach ein System, das durch den wechselseitigen Austausch dem gesellschaftlichen Zusammenhang und dem Zirkulieren von Gütern ebenso dienlich war wie der Zukunftssicherung des Einzelnen und der Familien. Doch beide erkannten auch, dass das System spätestens in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts außer Kontrolle geriet. Und Mauss zog darin durchaus Parallelen zu unserer eigenen Gesellschaft und Wirtschaft, indem er über die indianische Nordwestküste und den Potlatch-Komplex schreibt: »Dieses Wirtschaftssystem hat sich in einem solchen Ausmaß entwickelt, dass das Kapital aller Individuen des Stammes zusammen bei weitem die wirklich verfügbaren Werte übersteigt; anders gesagt, die Verhältnisse sind denen, die in unseren eigenen Gesellschaften vorherrschen, vollkommen analog; wenn wir alle unsere Außenstände einziehen wollten, würden wir feststellen, dass in keinerlei Hinsicht genügend Geld vorhanden wäre – ein Versuch sämtlicher Gläubiger, sich ihre Darlehen zurückzahlen zu lassen, würde eine verheerende Panik auslösen, von der die Gemeinschaft sich nur langsam erholte.«

Die Wandlungen des Potlatch-Systems können daher als Fingerzeig für aktuelle ökonomische Entwicklungen in unserer jetzigen Zeit dienen. Sie zeigen, wie eine Gesellschaft außer Rand und Band geraten kann, wenn tatsächlich vorhandene Werte und unstillbarer Hunger nach gegenseitiger Überbietung immer mehr auseinanderdriften.



oben u. unten Tausende solcher prächtigen Decken wurden zerstört, als das Potlatch-System im 19. Jahrhundert außer Kontrolle geriet.



Dr. Stefan Eisenhofer ist Leiter der Afrika-Abteilung im Staatlichen Museum München für Völkerkunde sowie Initiator und Mitorganisator des Ethnologischen Salons und des Münchner EthnoFilmFests. Er ist Dozent am Institut für Religionswissenschaft der Ludwig-Maximilians-Universität München.

links Sakrale Tänze dienten nicht nur zur feierlichen Umrahmung der Potlatch-Feste, sondern machten auch die dabei bestätigten Privilegien rechtmäßig.

MEHR KAPITALISMUS WAGEN?

Schulden als Zeitmaschine

Text: Armin Nassehi



Inzwischen ist es fast unvermeidlich, von den Schulden auf Schuld zu assoziieren. Im juristischen Sprachgebrauch liegt das ohnehin nahe – denn dort sind Schulden tatsächlich nichts anderes als ein Plural von Schuld, wie sie im zweiten Buch des Bürgerlichen Gesetzbuches geregelt wird, in dem es um das Recht der Schuldverhältnisse geht. So erzeugt ein Vertrag, etwa ein Mietvertrag, eine reziproke Schuld – der Mieter schuldet dem Vermieter die Miete, während dieser jenem die Überlassung der Mietsache schuldet. Schulden schulden wir uns gegenseitig – und doch heben Schulden letztlich die unmittelbare Reziprozität auf, weil sie die unmittelbare Kette des Gebens und Nehmens aufbrechen. Schon jeder kleine Kauf – einer Zeitung am Kiosk etwa – erzeugt eine Schuld, die aber unmittelbar aufgehoben wird, weil die Zeitung gleich bezahlt wird, so dass sich Händler und Leser nichts mehr schuldig bleiben. Dieses Verhältnis ist ein Augum-Aug-Verhältnis. Es kennt weder Aufschub noch Gnade. Es funktioniert wie die alte heidnische kosmische Homöostase, die Tod um Tod fordern musste, Gunst an Gunsterweis band, Gleiches mit Gleichem vergalt – und das möglichst sofort. Wer eine Gesellschaft ohne die Möglichkeit von Schulden will, will solche direkte Reziprozität – und muss auf Gnade verzichten. Er muss alles sofort geben und nehmen, damit die Welt im Gleichgewicht bleibt. Aber eine Welt im Gleichgewicht würde paradoxerweise aus dem Tritt geraten, weil sie sich von der Unmittelbarkeit ihrer Tauschverhältnisse abhängig machen müsste. Es müsste alles sofort beglichen werden – um jeden Preis. Eine solche Welt hätte keine Zeit – oder besser: sie könnte nicht kreativ sein, weil sie mit der Zeit nichts anzufangen wüsste.

ZEITGEWINN DURCH SCHULDEN

Schulden sind nichts anderes als eine Zeitmaschine, die die unmittelbare Reziprozität aufhebt. Schulden erst ermöglichen es, in eine Idee zu investieren, jetzt etwas für die Zukunft zu tun, einen späteren Ertrag zu antizipieren, Alternativen zu verfolgen. Schulden erst

ermöglichen es, seine Lebenskraft der unmittelbaren Subsistenz zu entziehen. So nimmt ein Unternehmen Schulden auf, um ein Produkt zu entwickeln, das erst später Erträge erwirtschaftet; ein privater Haushalt kann ein Haus oder ein Automobil nur kaufen, wenn er es nicht gleich bezahlen muss. Aber auch der Kredit, den mir die öffentliche Hand für Schul- und Hochschulausbildung gewährt, gibt mir jetzt Zeit zugunsten eines späteren Ertrags, ebenso ein Stipendium, das mich von unmittelbarer Reziprozität entlastet. Schulden dehnen so die Zeit, weil sie die unmittelbare in eine zeitlich gedehnte Reziprozität transformieren. Mit Schulden kauft man sich Zeit, also Freiheit – aber auch das Gegenteil.

Schulden ermöglichen – und verhindern. Sie ermöglichen im Moment der Schuldenaufnahme Freiheit und Selbstbestimmung, weil sie das gerade Notwendige verschieben können. Aber sie grenzen spätere Freiheit und Selbstbestimmung ein; weil Schulden zurückgezahlt werden müssen, will man nicht Schulden mit Schulden begleichen, was früher oder später zum völligen Verlust von Freiheit führt. Das Problem freilich der gedehnten Reziprozität besteht darin, dass unsere Präferenzen, Wünsche, Bedürfnisse, Plausibilitäten und Orientierungen gegenwartsorientiert sind und die Zukunft, in der der Kredit fällig wird, nie beginnt, weil er ja in der Zukunft liegt. Das ist das Perfide und Ambivalente an den Schulden – denn sie ermöglichen Freiheit, indem sie Freiheit einschränken. Sie dehnen die unmittelbare Reziprozität, aber sie heben Reziprozität nicht auf, denn es kommt der Tag, an dem sich die Zahlungsrichtung umkehrt.

SCHULDEN: INDIZ FÜR SYNCHRONISATIONSPROBLEME

Wir können auf Schulden, d. h. auf die zeitliche Dehnung von Reziprozität, nicht verzichten – zugleich ist es außerordentlich schwer, die Schuld der Schulden wieder loszuwerden. Schulden verweisen letztlich auf das Grundproblem der modernen Gesellschaft, auf das Problem der Synchronisation nämlich. Wenn es eine moderne Grunderfahrung gibt, dann ist es die, dass die unterschiedlichen Geschwindigkeiten und Zeittakte dieser Gesellschaft nicht zusammenpassen. Wirtschaftliche Dynamik erfordert Geschwindigkeit und schnelle Reaktionen, Bildungsprozesse sind langsam und brauchen Zeit. Im Lebenszyklus zerren oftmals gleichzeitig widerstreitende Anforderungen an uns – der Klassiker ist sicherlich die Gleichzeitigkeit von Elternschaft und den entscheidenden Karriereentscheidungen im weiblichen Lebensverlauf. Der Geldbedarf in Unternehmen ist dann am größten, wenn sie am wenigsten produktiv sind – etwa wenn neue Produkte entwickelt werden oder wenn man in neue Geschäftsmodelle investiert. Und Personal besteht eben nicht nur aus Arbeitswertträgern, sondern aus Menschen, die eine Kontinuität und Balance von Arbeit, Reproduktion und Privatheit brauchen. Um es auf eine Formel zu bringen: Eine moderne, arbeitsteilige, in Funktionen differenzierte, beschleunigte und komplexe Gesellschaft ist nicht aus einem Guss – deshalb stellen sich Synchronisationsprobleme. Und

Geld ist jenes Medium, dem es am besten gelingt, Aufschub und zeitliche Transzendenz zu ermöglichen. Das macht unsere Kultur letztlich zu einer Schuldenkultur, d. h. zu einer Kultur, in der wir später für das geradestehen, was uns jetzt widerfährt – und jetzt für das, was wir früher getan haben. Wir werden gewissermaßen für uns selbst haftbar gemacht. Erst das moralisiert unser Leben vollständig durch und macht uns alle zu methodischen Protestanten im weitesten Sinne. Max Weber hat es einmal wunderbar auf den Begriff gebracht: Der mittelalterliche Katholik lebte ethisch von der Hand in den Mund, konnte also stets von Neuem beginnen und die Schuld(en) abtragen. Der moderne Protestant dagegen muss ein methodisches Leben führen und eine Kontinuität in ein Leben hineinerzählen, das gar keine Kontinuität hat und haben kann. Das Erzählen und die moralische Integration von Schuld und Unvollkommenheit, von Zukunftsorientierung und Selbstverbesserung bildet keine zufällige Analogie zur Ökonomisierung der Schuld(en). Auch die Heilsökonomie des Christentums dehnt Schuld und Erlösung in der Zeit – und auch sie weiß um die gegenwartsorientierte Schwäche des Menschen, der immer schon ein (Erb-)Schuldner ist, weil seine Handlungsmöglichkeiten begrenzter sind als die Forderung, für Vergangenheiten, die so sind, wie sie eben geschehen sind, und für Zukünfte, die nie beginnen werden und die wir nicht kennen, die Verantwortung zu übernehmen. Auch die Heilsökonomie muss Kredite aufnehmen, wenigstens muss sie sich ein *credo quia absurdum* zumuten, weil die Erlösung eben nicht vernünftig begründet werden kann. Ebenso ist der ökonomische Kredit eine Wette darauf, dass der Kreditnehmer tut, was er will/soll – *quia absurdum*.

JETZT SOFORT ALS EWIGKEITSLUST

Was wir derzeit beobachten können, ist eine geradezu krisenhafte Gegenwartsorientierung unserer Kultur. Die vor-moderne und »heidnische« Kultur hat sich Gegenwartsorientierung dadurch ermöglicht, dass Schuld(en) sofort und vollständig abgetragen werden mussten – oft unterfüttert durch einen männlichen Ehrenkodex, der die soziale Existenz des Einzelnen daran gebunden hat, auf eine merkwürdige Weise autonom dadurch zu sein, niemandem etwas zu schulden. Das hat freilich das Gegenteil von Autonomie zur Folge gehabt, denn man musste sich dann stets an das Gleichgewicht von Geben und Nehmen anpassen. Die gegenwärtige Gegenwartsorientierung ist anders gebaut. Sie resultiert zum einen aus einem radikalen Synchronisationsbedarf, der den unterschiedlichen Geschwindigkeiten der Gesellschaft geschuldet ist. Andererseits ist er das Ergebnis einer Konsumkultur, die letztlich nur Gegenwart kennt. Alle Lust will Ewigkeit – was ja nichts anderes heißt als sofortige Erfüllung, denn Ewigkeit ist eben nicht das Ergebnis von Langsicht und Aufschub, sondern Verwirklichung des Möglichen. So wird der Kreditgeber, der vormals ein moralischer Akteur war, der den Schuldner (Zahlungs)Mores lehrte, zum Verführer, der immer mehr verspricht und den Moralisten auslacht. Wie sehr sind jene verlacht worden, die vor der Monetarisie-

rung der Finanzpolitik gewarnt haben. Wie sehr wurden jene für Ewiggestrige gehalten, die den billigen Krediten misstraut haben – nicht weil sie Kosten gespart hätten, sondern weil sie die ökonomische Vernunft derer ausgehöhlt haben, die auf die Heilungskräfte des Ökonomischen gesetzt haben. Was man – historisch nicht ganz korrekt – den neoliberalen Geist nennt, der auf die Selbstregulative des Marktes setzt, hat letztlich die Mechanismen des Marktes außer Kraft gesetzt. Indem Kredite immer billiger wurden, ließen sich ökonomische Risikokalkulationen nicht durch realwirtschaftliche Marktlogiken einschränken. Wer vor dem grassierenden Monetarismus warnte, war ein Zauderer, war nicht risikobereit, gehörte den altmodischen Moralisten an, die eine methodische Lebensführung predigten statt der Ewigkeitslust des *Jetzt Sofort* zu frönen, gepaart mit den Versprechen einer besseren Zukunft. Das galt besonders für das Verhältnis von öffentlichen Haushalten und Finanzwirtschaft. Staaten waren immer auch ökonomische Akteure, aber inzwischen wurde die Beschaffung von Geld dadurch einfacher, dass der Geldmarkt immer flexibler wurde. Gerade öffentliche Haushalte, die ja selbst gar keinen ökonomischen Mehrwert erzielen können, haben sich Zustimmung bei ihrem Publikum vor allem durch eine Ausgabenpolitik erkaufte, die sie mit der Zeit von der Finanzwirtschaft abhängig werden ließ. Hier liegt ein strukturelles Problem demokratischer politischer Systeme vor – denn die Erzeugung von Loyalität durch Ausgabenpolitik lässt sich nur durch jenes Publikum wieder heilen, das man durch entsprechende Ausgaben bei der Stange gehalten hat. Die Konzentration von Vermögen in kleinen Spitzen der Gesellschaft und die Bestrafung der Unterprivilegierten, aber auch derjenigen, die man gerne die Leistungsträger der Gesellschaft nennt (also die, die für realwirtschaftliche Wertschöpfung sorgen), ist eine fast logische Folge.

Paradoxerweise waren die Banken in den Finanzkrisen der vergangenen Jahre die staatstreuesten Akteure – sie haben trotz aller sogenannten neoliberalen Semantik den Staaten mehr

vertraut als unterprivilegierte Wähler. Der Staat als Kreditnehmer, der sich als Wohlfahrtsstaat Massenloyalität durch teure Versorgung unterschiedlicher Gruppen der Gesellschaft erkaufte hat, anstatt die Daseinsvorsorge derjenigen zu verfolgen, die Unterstützung tatsächlich brauchen, galt per se als kreditwürdig. Banken hatten ein geradezu »sozialistisches« Verständnis vom Staat: *als Adresse immerwährender Zahlungsfähigkeit*. Staaten haben sich also genauso an den Finanzmärkten bedient wie private Haushalte auch. Kreditmärkte für Bezieher kleiner und mittlerer Einkommen sowie Derivatmärkte für diejenigen mit hohem Einkommen haben dafür gesorgt, dass sich inzwischen Privatleute anstelle des Staates verschulden, wie man in den USA bereits viel stärker als in Europa beobachten kann. Damit löst der Staat einen Teil seines Schuldenproblems, das dann zwar privatisiert wird, aber volkswirtschaftlich virulent bleibt.

Geld ist zu billig, weil die Nachfrage da ist – und die Nachfrage ist da, weil das Geld zu billig ist. Letztlich passiert den privaten Haushalten dasselbe wie den öffentlichen. Sie finden plausible Kriterien in ihren jeweiligen Gegenwarten, machen damit aber den Ausgleich in der Zeit immer unwahrscheinlicher. Am Ende sind wir wieder bei dem moralischen Problem der Schuld – die sich in der Zukunft nur abtragen lässt, wenn so etwas wie eine methodische Form der Zukunftsvorsorge ermöglicht würde. Wer aber soll das kontrollieren? Der Staat kann es nicht sein, denn er ist Teil der Symptomatik, und den Märkten kann man es auch kaum überlassen, denn Märkte weichen gerne vom Marktmechanismus ab, wenn es sich rechnet.

Die Gemengelage ist zu kompliziert für einfache Lösungen – auch für allzu einfache moralische Aussagen. Auf dem Buchmarkt kann man derzeit gute Ergebnisse erzielen, indem man das Problem selbst moralisiert – wie etwa David Graeber mit seinem Bestseller »Schulden – die ersten 5000 Jahre«, in dem sehr suggestiv gefragt wird, warum denn eigentlich die Zahlungsmoral höher steht als andere moralische Forderungen.

Oder Frank Schirrmacher mit der sehr eingängigen Kritik am *homo oeconomicus*. Als seien die Moralen gegeneinander aufrechenbar – und als hätten sich Marktakteure nicht wie *homines oeconomici* verhalten, indem sie das in Anspruch genommen haben, was der Markt hergab, billige Kredite etwa oder Massenloyalität durch Füllen der Staatskasse mit Geld, das gar nicht existierte. Lösungen wird es nur geben, wenn sich Langsicht institutionalisieren lässt, wenn also diejenigen, die jetzt etwas tun, für die zukünftigen Folgen einstehen müssen. Die einzigen, für die das stets galt, waren private Haushalte. Sie hatten niemals jemanden, an den sich der schwarze Peter weitergeben ließ. Aber das kann nicht die Lösung sein.

RISIKO ALS RATIONALITÄTSGENERATOR

Von Langsicht war gerade die Rede – mein Argument steuert auf einen unerwarteten Punkt zu. Ich muss gestehen, dass ich immer weniger verstehen kann, dass Kapitalismuskritik derzeit so *en vogue* ist. Gerade in großen Konzernen, vor allem aber in der Finanzbranche, letztlich auch bei den Finanzpolitikern, ist ein Mechanismus außer Kraft gesetzt, der so etwas wie ein Selbstregulativ des Kapitalismus war: dass Investitionstätigkeit auf eigenes Risiko erfolgt und gerade das Risiko, d. h. die Möglichkeit des Scheiterns, der entscheidende Rationalitätsgenerator war. Er erzeugt aus brutalen Eigeninteressen das, was man in der Waldwirtschaft *Nachhaltigkeit* genannt hat – also dafür zu sorgen, dem, was da ist, nicht zu viel zu entnehmen, um auch noch in Zukunft wirtschaften zu können. Wenn dieser Mechanismus außer Kraft gesetzt wird, kann man nicht mehr von Kapitalismus sprechen. Wenn dieser Mechanismus verschwindet, wird das Risiko letztlich sozialisiert. Ich will das Wortspiel nicht weiter treiben – aber vielleicht muss man am Ende auch gegen die eigenen Intuitionen und bei aller inzwischen durchaus eingespielten sozialen Einhegung des Kapitalismus aus Quellen der Sozialdemokratie, der katholischen Soziallehre und anderer Reparaturstrategien auf die Formel kommen: *Mehr Kapitalismus wagen!* Nicht in dem Sinne, hinter die Zivilisierung der Marktkräfte zurückzufallen – umgekehrt: in dem Sinne, Marktmechanismen realwirtschaftlich ernst zu nehmen. Denn das tut gerade der Monetarismus mit seiner Schuldenideologie nicht. Wer hätte das gedacht, zu diesem Ergebnis zu kommen? Vielleicht wird dann aber auch die Schuldenwirtschaft wieder jene Funktion ausüben können, die sie einmal für die Volkswirtschaft hatte: die Zeit zu dehnen und Handlungsmöglichkeiten freizusetzen.

Professor Dr. Armin Nassehi
hat den Lehrstuhl I für Soziologie an der
Ludwig-Maximilians-Universität inne.

»JETZT ZEIG MAL, WAS DU KANNST!«

Einkommen als Vertrauensvorschuss

Text: Götz W. Werner



Wer eine Zahnpastatube kauft, meint meist, er würde die Tube an der Kasse bezahlen. Das ist ein Irrtum. Die Zahnpasta ist schon bezahlt, sonst könnte sie nicht im Regal stehen. Durch den Bezahlvorgang an der Kasse versetzt der Käufer den Händler in die Lage, eine neue Tube zu bestellen. Bezahlen bedeutet also sinngemäß: »Gut gemacht, weiter so!« Wer etwas bezahlt, beauftragt einen anderen damit, eine Leistung zu erbringen. Es ist ein Ausdruck von Wertschätzung.

Dieser Perspektivwechsel – dass eine Zahlung nicht die Vergangenheit abrechnet, sondern eine zukünftige Aktivität ermöglicht – beendet den Denkirrtum, dass Arbeit und Ein-

kommen miteinander verkoppelt sind. Denn, um leben zu können, benötigt jeder Mensch erst einmal ein Einkommen. In der heutigen Fremdversorgung kann niemand mehr von dem leben, was er selbst hervorbringt. Jeder arbeitet für andere und andere arbeiten für ihn. Jeder braucht Geld, um die Leistungen seiner Mitmenschen in Anspruch nehmen zu können. Friedrich Schiller schrieb in den Augustenburger Briefen: »Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat, aber er muss warm wohnen, und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll.«

Hartz IV setzt Verfassungsprinzipien außer Kraft

Angesichts des beobachtbaren Überflusses an Gütern und Dienstleistungen wird klar: Der Mensch arbeitet heute nicht mehr, um zu leben. Sonst könnten augenblicklich zahlreiche Menschen die Arbeit ruhen lassen. Es ist schon genug da. Die Arbeit benötigen Menschen, um über sich hinauswachsen zu können. Der Mensch ist ein Entwicklungswesen. Er ist von Natur aus unzufrieden, er will immer schneller, höher, weiter. Die Frage ist: Schaffen wir als Gemeinschaft Verhältnisse, die es dem Einzelnen ermöglichen, seine Fähigkeiten zu entfalten – über sich hinauszuwachsen? Mit den Hartz-IV-Gesetzen mit Sicherheit nicht. Hartz IV ist bislang nur Ausdruck dafür, dass selbst Verfassungsrichter unsere Verfassung nicht mit Bewusstsein durchdrungen haben. Denn Hartz IV ist mit Artikel 1, mit der Würde des Menschen, unvereinbar. Hartz IV blendet auch Artikel 12 unserer Verfassung – Zwangsarbeit ist verboten – aus.

Die Arbeit an der Materie leisten Maschinen

Die Würde des Menschen ist unantastbar! Das haben wir zwar verfassungsrechtlich verankert, wir leben es aber noch nicht. Umsetzen können wir es mit einem bedingungslosen Grundeinkommen, das jedem Menschen ein bescheidenes, aber menschenwürdiges Leben ermöglicht.

Ein Grundeinkommen gibt jedem Menschen, weil er lebt, einen Kredit. Als Gemeinschaft zeigen wir mit einem Grundeinkommen jedem Bürger: »Wir geben dir jeden Monat einen Vertrauensvorschuss, weil du lebst. Nun zeig mal, was du kannst!«

Kulturarbeit: die Arbeit der Zukunft

Die Vorstellung, dass Einkommen die Folge von Arbeit ist, stammt aus Zeiten, als der Mensch noch Selbstversorger war. Damals musste das Land bestellt werden, um anschließend etwas ernten zu können. Heute sind wir aber alle Fremdversorgte und Fremdversorger. Und die »Arbeit im Schweiß unseres Angesichts«, die Arbeit an der Materie übernehmen zunehmend Maschinen. Die Arbeit am Menschen, die Kulturarbeit ist die Arbeit der Zukunft. Und diese kann man nicht messen und bewerten. Wenn beispielsweise ein Kunde in einen dm-Markt kommt und sich beraten lässt: Wie soll man diese Arbeit messen? Die Beratung kann drei Minu-

ten dauern, der Kunde ist sehr zufrieden und empfiehlt uns weiter. Doch eine Beratung kann auch zehn Minuten in Anspruch nehmen und der Kunde fühlt sich trotzdem nicht gut bedient. Die Arbeit am Menschen kann man nicht bezahlen, man kann sie nur ermöglichen, indem man Menschen ein Einkommen zuspricht.

Arbeitsteilung setzt Zutrauen voraus

Jeder Mensch, der in einer arbeitsteiligen Gesellschaft tätig ist, muss das Zutrauen seiner Mitmenschen gewinnen – jeder geht zunächst eine Verbindlichkeit ein, eine Schuld. Arbeitsteilung bedeutet: Jeder Mensch ist Schuldner, jeder muss durch seine Leistung das in ihn gesetzte Zutrauen bestätigen. Aus Zutrauen erwächst Vertrauen. Kredit, Geld oder auch Gewinn eröffnen einen Entwicklungsraum, den man gestalten kann.

Zugleich ist jeder Mensch Gläubiger. Er schenkt seinen Mitmenschen Zutrauen. Mit dem Motto »Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser« kann man keine Gemeinschaft gestalten – weder eine Ehe, noch eine Arbeitsgemeinschaft. Wer so denkt, kann genau genommen nicht einmal in einen Aufzug steigen, denn er ist schneller die Treppe hoch gelaufen, als alles zu kontrollieren. Arbeitsteiligkeit setzt Zutrauen voraus und zwar von vornherein.

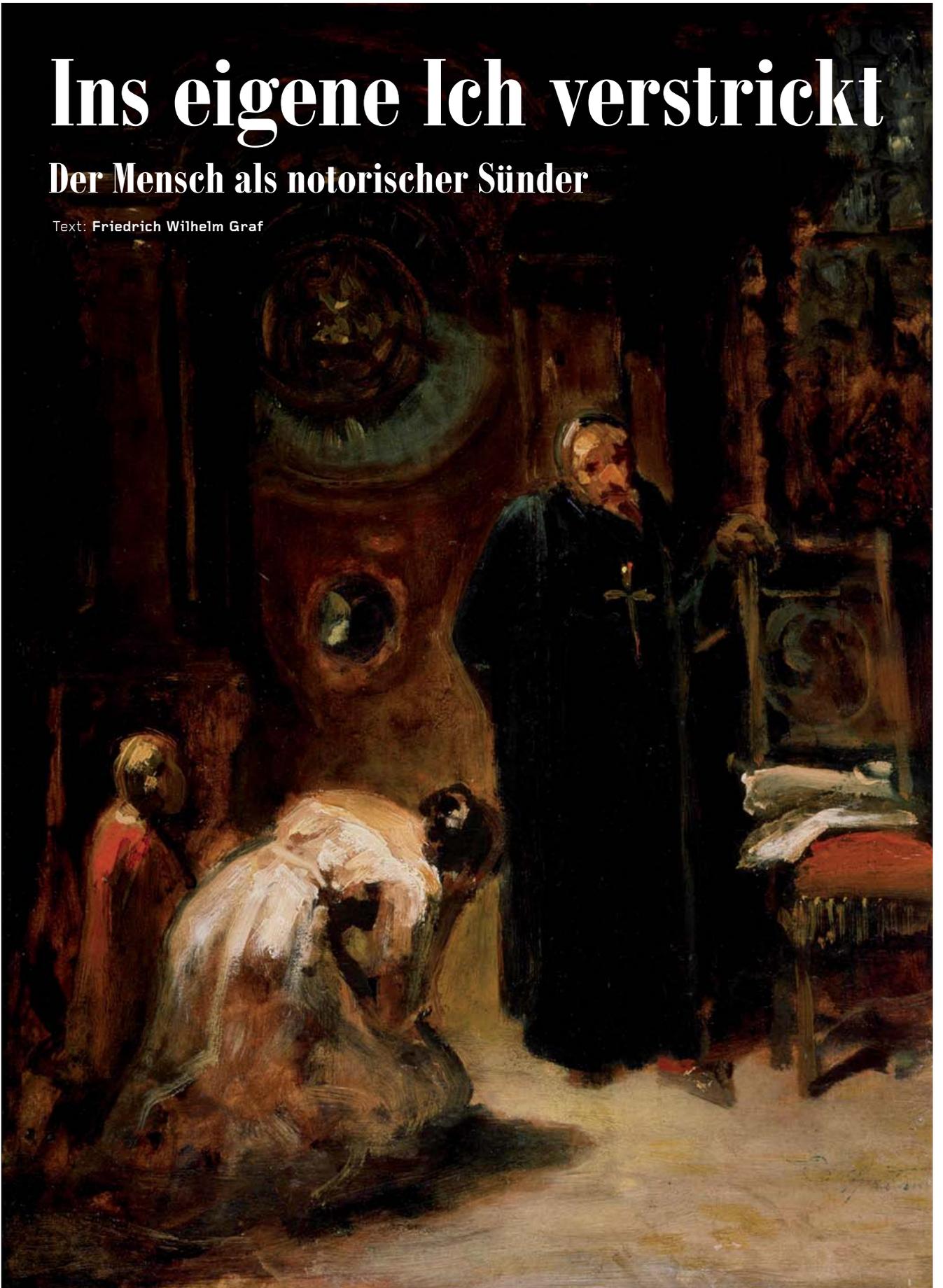


Professor Götz W. Werner ist Gründer und Aufsichtsrat von dm-drogerie markt GmbH, Karlsruhe. Für seine betont antiautoritäre Unternehmensführung sowie die Schaffung zahlreicher Arbeits- und Ausbildungsplätze wurde Götz W. Werner mehrfach ausgezeichnet. Mit seinem Buch »Einkommen für alle« hat er die Diskussion in Gang gesetzt, ob jeder Bürger ein von Staat garantiertes bedingungsloses Grundeinkommen erhalten soll. Im August 2010 ist Werners Buch »1.000 Euro für jeden: Freiheit. Gleichheit. Grundeinkommen« erschienen, das er zusammen mit der Berliner Kuratorin Adrienne Goehler geschrieben hat. Er ist Mitherausgeber des Sammelbandes »Das Grundeinkommen«. Der Band ist im September 2012 erschienen und umfasst 25 Beiträge von Wissenschaftlern verschiedenster Disziplinen sowie einen Essay eines Künstlers.

Ins eigene Ich verstrickt

Der Mensch als notorischer Sünder

Text: Friedrich Wilhelm Graf



»**VERGIB UNS UNSERE SCHULD**, wie wir vergeben unsern Schuldigern«, beten die Christen aller Konfessionen in ihrem wichtigsten Gebet, dem »Vater unser«, das nach der neutestamentlichen Überlieferung Jesus selbst sie zu beten gelehrt hat. Hier wird unterstellt: Wir Menschen sind notorisch schuldig. Wir sind, in anderer und religiös konventionellerer Sprache formuliert, allzumal Sünder, in eitler *amor sui* fixiert auf uns selbst. Sünde meint in den Glaubenssprachen der christlichen Überlieferung radikal narzisstische Selbstbezüglichkeit oder blanke Eigenliebe, jedenfalls einen Zustand des Bewusstseins, in dem ein einzelner Mensch immer nur ins eigene Ich verstrickt ist und zu sich selbst keine innere Distanz zu gewinnen vermag. Wie können wir schuldigen Sünder dann anderen, »unseren Schuldigern«, ihre »Schuld« vergeben? Die Suche nach einer Antwort führt in uralte Kontroversen der gelehrten Glaubensexperten, in ebenso harte wie subtile theologische Debatten über Begriffe wie Versöhnung, Vergebung, Sühne, Satisfaktion, Genugtuung, Entschuldung und später auch Entschuldigung. Lebt der Mensch in sündhaft radikaler Selbstzentrierung, leidet er unter Entfremdung, der Trennung von seinem wahren Selbst. Dieses wahre Selbst des Menschen ist nach jüdischer wie christlicher Lehre die fundamentale Einsicht, dass keiner von uns sich selbst verdankt, sondern wir unser Leben als Geschenk empfangen – aus Gottes Hand. Wahres Leben ist deshalb ein Leben im Bewusstsein der eigenen Geschöpflichkeit, ein Leben in heilsamer, dankbarer Ehrfurcht vor Gott dem Schöpfer.

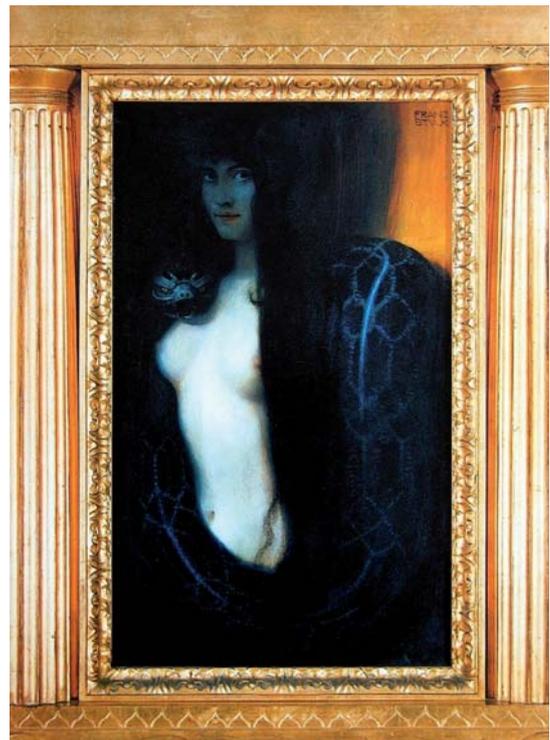
SÜNDHAFTIGKEIT ALS ZUSTAND DER ENTFREMDUNG

Viele christliche Theologen hatten das falsche, sündhafte Leben als einen Zustand der Entfremdung gedeutet, in dem der Sünder dank seiner radikalen Selbstbezüglichkeit nicht nur von Gott, sondern auch seinen Mitmenschen getrennt bleibt. Die Überwindung dieser Entfremdung wurde dann gern mit dem Tod und der Auferstehung Jesu von Nazareth verknüpft. In seiner Passionsbereitschaft oder in seiner Selbsthingabe habe Jesus von Nazareth stellvertretend für die sündige Menschheit ein Opfer erbracht, mit dem der ob der Sünden erzürnte Gott ein für allemal besänftigt oder gnädig gestimmt worden sei. Die Theologen nennen diese besonders eindrucksvoll von Anselm von Canterbury vertretene Lehre das Satisfaktionsdogma bzw. das Dogma vom stellvertretenden Opfertod des Gekreuzigten. Doch fand diese Lehre in der Geschichte der christlichen Theologie immer auch starke Kritiker, die etwa darauf hinwiesen, dass die Vorstellung vom »Zorne Gottes« der biblischen Rede vom gnädigen Gott widerstreite. Vor allem radikale Reformers des 16. Jahrhunderts, beispielweise Kritiker der herrschenden Kirchenlehre wie die Sozinianer und andere Vertreter der sog. »radikalen Reformation«, lehnten die überkommenen Satisfaktionslehren mit großer Entschiedenheit ab. Im 17. und 18. Jahrhundert folgten ihnen dann auch die sog. Neologen, kritische protestantische Aufklärer in den Theologischen Fakultäten. Ihr entscheidender Einwand lautete: Es gehöre notwendig zur Freiheit des Menschen, sich seine Schuld selbst zuschreiben zu lassen – kein anderer, auch ein idealer Erlöser nicht, könne dem freien Menschen oder autonomen Ich stellvertretend seine Schuld abnehmen. In der Eigenlogik entschiedener Selbstbestimmung wurde so jede Vorstellung einer externen Kompensation der je eigenen, individuellen Schuld destruiert.

oben »Die Sünde«, Gemälde von Franz von Stuck, 1893, Öl auf Leinwand, Neue Pinakothek.

unten »Christus und die reuigen Sünder«, Gemälde von Peter Paul Rubens, um 1616/17, Alte Pinakothek.

linke Seite »Die Beichte«, Gemälde von Carl Spitzweg, um 1875, Öl auf Holz.





DER ZUSAMMENHANG ZWISCHEN KREDIT UND CREDO

Sind Debatten um solche Fragen nur Theologengezänk von gestern oder eitler Gelehrtenstreit im Elfenbeinturm weltfremder Philosophen? Nein, die alten Debatten um autonome Selbstzurechnung oder externe Entlastung haben in Zeiten der firewalls, Schuldenbremsen und europaweiten Konsolidierungsbe-

mühungen nichts an Aktualität eingebüßt. Wer die gegenwärtigen Debatten um Staatsschulden, Euro-Krise und Bankensystem verstehen will, tut jedenfalls gut daran, sich um prägnante analytische Begriffe zu bemühen. Dies gilt gerade mit Blick auf den Begriff der Schuld und die mit ihm sprachlich eng verknüpften Schulden. Schon früh hatten christliche Theologen und auch Philosophen darauf hingewiesen, dass Schuld ein notorisch unscharfer, mehrdeutiger Begriff ist. Schuld kann etwa rein juristisch gefasst werden, ist aber auch ein Grundbegriff der ethischen Sprache. In einem

philosophischen Lexikon aus dem frühen 19. Jahrhundert heißt es: »Schuld hat zwei Bedeutungen, die oft in einander spielen; woraus leicht Zweideutigkeit, Misverständnis und Irrthum hervorgeht.« Zu unterscheiden sind vor allem äußere und innere Schuld. Die äußere Schuld bezieht sich auf all jene Leistungen, die man zugunsten eines anderen aufgrund rechtlicher Verpflichtungen, etwa aufgrund von Verträgen, zu erbringen hat. Im genannten Artikel heißt es: »Wenn jemand viel an Andre zu bezahlen hat, sei es für Waaren oder Arbeit oder Miethe, seien es erborgte Gelder oder rückständige Zinsen von denselben: so sagt man, er habe viele Schulden oder er sei viel schuldig.« Der lateinische Begriff für solche Schulden lautet *debitum*. Deshalb sprechen wir vom *Schuldner* oder *debitor*. Den andren hingegen, dem der *debitor* Geld oder andere Leistungen schuldet, nennen wir den *Gläubiger* oder *creditor*. In dieser Begrifflichkeit steckt natürlich ein bewusster Bezug auf die Sprache von Glaube und Religion. Geld oder sonstige Güter leihe ich einem anderen ja nur dann, wenn ich darauf vertraue, dass er mir das Geliehene eines Tages zurückzahlen kann und wird. Insofern ist ökonomischer Tausch sehr viel voraussetzungsreicher, als in den konventionellen Modellen rationalen wirtschaftlichen Handelns oft suggeriert wird. Je fiktionaler, künstlicher die Tauschgüter auf den Finanzmärkten eines globalen Kapitalismus sind, desto mehr Evidenz gewinnt nur die uralte religiöse Ahnung, dass *Kredit* und *Credo* irgendwie zusammengehören, man jedenfalls dem Tauschpartner einen Vertrauensvorsprung entgegenbringen muss, will man erfolgreich Geschäfte machen. Man muss wissen, mit wem man es denn zu tun hat, wenn man Risiken eingeht und beispielsweise Geld verleiht. Ohne den Glauben an die Verlässlichkeit, Seriosität des anderen geht es nicht. Deshalb haben vermeintlich rein ökonomische Begriffe wie Schuldscheine, Schuldbriefe oder Schuldverschreibungen bzw. Obligationen immer auch einen momentanen religiösen Gehalt. So wie der Gläubige im Sonntagsgottesdienst das Glaubensbekenntnis spricht, muss der Creditor dem Debitor Grundvertrauen entgegenbringen. Traut er dem Schuldner nicht, sollte er ihm jedenfalls kein Geld verleihen.

DIE SCHULD HAFTET AM BÖSE HANDELNDEN

Die innere Schuld, im Lateinischen *culpa* genannt, scheint ganz anderer Art. Sie ist insoweit eine sittliche Schuld, als sie aus moralisch relevanten Verstößen gegen das sog. Sittengesetz stammt. Sie haftet an der Person, die böse gehandelt hat, und kann, jedenfalls nach den moralischen Lehren kritischer Philosophen, nur vom Schuldner selbst verantwortet werden. Denn Schuldgefühle sind nun einmal etwas Subjektives, und will man nicht die Vorstellung der Freiheit des Individuums preisgeben, muss man entschieden die

Verantwortungsfähigkeit und Verantwortlichkeit des Einzelnen für seine Taten betonen. Sittliche Schuld ist insoweit nicht übertragbar. »Man kann sie nur selbst tilgen, indem man sich bessert, mithin zu sündigen aufhört«, erklärt ein Schüler Immanuel Kants um 1800. Analog erklärt der junge Hegel, dass nur »Kinder, Verrückte und Blödsinnige ohne Schuld« seien – weil sie der Selbstverantwortung der reifen, gebildeten Persönlichkeit entbehren.



ZAHLUNGSUNFÄHIGKEIT AUS HEILLOSER SELBSTÜBERSCHÄTZUNG

Trotz aller hilfreichen begrifflichen Unterscheidungen zwischen äußerer und innerer, rechtlicher und moralischer Schuld – die Vieldeutigkeit des Schuldbegriffs lässt erkennen, dass es zwischen den religiösen Gehalten des Begriffs und dem ökonomischen Sprachgebrauch auch Zusammenhänge gibt. Hier wie dort muss man seine Schuld bekennen, will man als ernsthaft wahrgenommen werden. Die religiöse Sündenrede kann jedenfalls dafür sensibilisieren, dass auch die Welt der Wirtschaft sehr viel voraussetzungsreicher, kulturell pfadabhängiger ist, als in den ökonomischen Theorien von *rational choice* und nüchternem Interessenkalkül angenommen wird. Selbst Finanzmärkte gehen in Zahlenspielen nicht auf. Von Immanuel Kant stammt ein wunderschönes Bild zur realistischen Selbstbeschreibung des Menschen: Wir seien »aus krummem Holz geschnitzt.« Niemand denkt immer nur rational, und oft können wir zwischen dem rational Plausiblen und weniger Vernünftigen schon deshalb nicht unterscheiden, weil wir die Situation gar nicht genau kennen und uns elementare Informationen fehlen. So muss man mit der eigenen Fehlerhaftigkeit rechnen und die Selbsttäuschung vermeiden, über alle Bedingungen des eigenen Denkens, Entscheidens und Handelns verfügen zu können. Wer die eigene Geschöpflichkeit anerkennt, weiß jedenfalls auch um die eigene Endlichkeit. Dieses Wissen kann für die Einsicht sensibilisieren, dass sich Schulden nicht ins Nichts auflösen und dass, wer auch immer, irgendwann einmal zahlen muss. Am besten zahlt man selbst. Denn der Versuch, die eigenen Schulden auf andere abzuwälzen, führt nur in den Teufelskreis sich fortwährend beschleunigender Neuverschuldung. Irgendwann muss man dann einen Offenbarungseid ablegen und seinen Gläubigern eingestehen, dass man zahlungsunfähig ist – nicht selten aus heilloser Selbstüberschätzung.

oben Albrecht Dürer, »Adam und Eva«, Kupferstich, Staatliche Graphische Sammlung München.

linke Seite »Der große Sitzende (Der Gefesselte)«, Skulptur von Maria Lehnen, Würzburg, Kiliansplatz.

Professor Dr. Dr. h.c. Friedrich Wilhelm Graf ist seit 1999 Ordinarius für Systematische Theologie und Ethik an der Universität München. Als erster Theologe wurde er 1999 mit dem Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft ausgezeichnet. Er ist Ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Akademische Schulden



links Spickende Studenten.

Text: Volker Rieble

SCHULDEN ...

sind unangenehm. Man muss sie begleichen. Leistet der Schuldner nicht, so drohen ihm Konsequenzen. Der Gläubiger kann ihn verklagen; Gerichtsprozesse sind unangenehm und teuer. Der Gläubiger kann eine Geschäftsbeziehung abbrechen und kann die Säumigkeit publik machen – wodurch der Schuldner sein Renommée einbüßt. Der Schufa-Eintrag ist sinnfälliges Zeichen für den sozialen Achtungsverlust.

Kennzeichen der bürgerlichen Schuld ist also ihre Durchsetzbarkeit und die Sanktionierung des Regelbruchs.

AKADEMISCH ...

ist eine »Schuld« oder Pflicht zunächst dadurch, dass ihr Gegenstand wissenschaftlich ist – also die Publikation eines wissenschaftlichen Werkes oder aber Vortrag und Vorlesung.

Traditionell sind solche Pflichten mit einem Amt oder einer akademischen Stellung verbunden. So berichten die Abhandlungen der Churfürstlich-Baierischen Akademie der Wissenschaften 1773 davon, dass die Akademie »den Gesetzen zufolge,

von einem jeden ordentlichen Mitglieds alle Jahre eine Abhandlung fordert.« Die Aufnahme in eine Fakultät bringt die – teils in Vergessenheit geratene – akademische Pflicht zur Antrittsvorlesung mit sich. Privatdozenten haben eine Lehrbefugnis, mit der die akademische Pflicht zur Lehre verbunden ist – neuerdings wollen sie dafür wie ein Arbeiter bezahlt werden, weil sie die Akademie zum Broterwerb nutzen wollen. Honorarprofessoren sehen die ihnen abverlangte unvergütete Lehre dagegen als Ehre, sind aber durch einen Primärberuf versorgt. Von Gauß wird berichtet, dass die dem Ordinarius abverlangten Vorlesungen ihm Missvergnügen bereiteten, weil sie seine Gedankenzeit zerstückelten; gleichwohl hat er seine akademische Pflicht gewissenhaft erfüllt.

Daneben zählen zur akademischen Schuld untergeordnete Pflichten, etwa zur Mitarbeit im Prüfungs- und Promotionswesen oder zur Teilnahme an den Sitzungen der Selbstverwaltung.

WOHLVERHALTEN ...

ward und wird ebenfalls als akademische Pflicht verstanden. Dabei geht es nicht um ständische Regeln, etwa wer die Rasenfläche eines Colleges betreten darf. Vielmehr geht es um Verhaltensregeln im akademischen Betrieb, etwa das Sprechenlassen eines Redners. Inzwischen sind die Sitten so verkommen, dass »Studenten« unliebsame Redner in der Universität niederbrüllen oder –pfeifen. Dass ein wissenschaftlicher Diskurs niemals auf Sprechverbote zielen kann, ist jenen gleichgültig. Ihr Ziel ist nicht die Wissenschaft, sondern die Agitation. Die Wiederkehr solchen Äußerungsboykotts erinnert an die fatale und totalitäre Seite der Studentenrevolten. Im Kern folgt aus der Mitgliedschaft in der Universität eine akademische Pflicht, die Wissenschaft nicht zu stören, nicht zu sabotieren. Studenten dürfen nicht nur Vorlesungen und Vorträge nicht niederbrüllen, sie dürfen auch keine – zugelassenen – Tierversuche durch Bombendrohungen und anderes hintertreiben oder Versuchspflanzungen zu gentechnischen Zwecken niedertrampeln. All das ist wissenschaftsfeindlich. Wissenschaftsfeindlich verhalten sich auch Professoren und Doktoranden, die plagiierten. Sie stören die wissenschaftliche Kommunikation durch unredliche Anmaßung von Ideen, Gliederung, Darstellung und Text. Lehrfeindlich verhalten sich Studenten, die bei Prüfungen betrügen: Weil sie unehrlich »mitspielen«, die Leistung der Redlichen entwerten.

KORPORATION ALS GRUND

Hinter dieser Verbindung von akademischer Stellung und akademischer Pflicht verbirgt sich der tiefere Grund für die akademische Schuld: Sie ist mit der Mitgliedschaft in der Universität oder der Akademie verbunden, ist also technisch gesprochen eine aus der Mitgliedschaft folgende Last. Darin spiegelt sich der gemeinsame wissenschaftliche Zweck von Universität oder Akademie: Wer ihr als Wissenschaftler oder Student angehört, der muss zu diesem Zweck beitragen – und darf die gemeinsame Zweckanstrengung nicht stören.

Ein Teil der akademischen Schulden ist zugleich Dienstpflicht des Professors als Beamter oder Arbeitnehmer, weswegen heutzutage die Erfüllung der Vorlesungspflicht kontrolliert wird (die der Prüfpflicht weniger). Störverbote können auch aus anderen Rechtsregeln folgen, etwa dem Hausrecht oder dem Strafrecht. Doch ändert das nichts daran, dass die Universität als auf Kooperation ausgerichtete Gemeinschaft solche Pflichten hervorbringt.

Deshalb irritiert der Ruf der Privatdozenten nach Vergütung jedenfalls in Ansehung seiner Grundlehrverpflichtung; Zweck der Universität ist nicht der Lebensunterhalt ihrer Mitglieder. Wer nicht unvergütet lehren will, der mag seine Dozentur niederlegen und so Lehrlast, aber auch Lehrbefugnis verlieren.

UNVERBINDLICHKEIT ALS ZEICHEN

Akademische Schulden werden nicht eingetrieben. Verstöße sind akademisch in aller Regel folgenlos. Das hat zwei Gründe: Erstens lassen sich wissenschaftliche Pflichten nur schwer mit Zwang durchsetzen: Wer zum Vortrag gezwungen wird, dem hört man das auch an. Deshalb setzen auch Wissenschaftsverlage ihre Verlagsverträge gegenüber den Autoren nicht mit Zwangsgeld durch – das ist ein vollkommen sinnloses Unterfangen. Zweitens widerspricht jede Art von Vollzugszwang der Idee von freier Universität: Lehre und Lernen und erst recht das Forschen sind auf Freiwilligkeit ausgerichtet. Kreativität lässt sich nicht zwingen. Auch die Durchsetzung akademischer Pflichten ist weithin dem Diskurs überlassen.

So gesehen gewinnt auch die Dienstherren- und Arbeitgeberrolle der Länder eine besondere Qualität: Den Professoren muss eine Leistung im Beamten- oder Arbeitsverhältnis abverlangt werden; sie müssen disziplinarisch für Fehlverhalten zur Verantwortung gezogen werden können. Indem diese formalrechtliche Verantwortung den öffentlichen Universitäten traditionsgemäß abgenommen worden ist, kann die Universität ihre akademische Tradition wahren und muss den eigenen Mitgliedern nicht zugleich als fordernder Arbeitgeber gegenüberstehen. Allerdings zeigen private Universitäten, dass es auch anders geht.

In alten Tagen hatte die Universität ihr eigenes Recht und konnte mit eigener Polizeigewalt (Pedell) eigene Strafen (Karzer) verhängen. Auch das war für die Studenten in erster Linie Privileg, weil sie vom härteren allgemeinen Recht verschont blieben. Heute kann die Universität wie jede Gemeinschaft nurmehr das Instrument des Ausschlusses als letzte Sanktion nutzen. Aber die Exmatrikulation kommt praktisch nicht vor. Und so bleibt die akademische Schuld eine Frage der Ehre – der aber die dahinter stehende Ehrkonzeption abhanden gekommen ist.

Volker Rieble lehrt Arbeitsrecht und
Bürgerliches Recht an der
Ludwig-Maximilians-Universität
München.

Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche

Richard Wagner und das Geld



oben »Kein armer Reisender.« Wagner-Karikatur in der Zeitschrift »Münchener Punsch« vom 17. Dezember 1865.

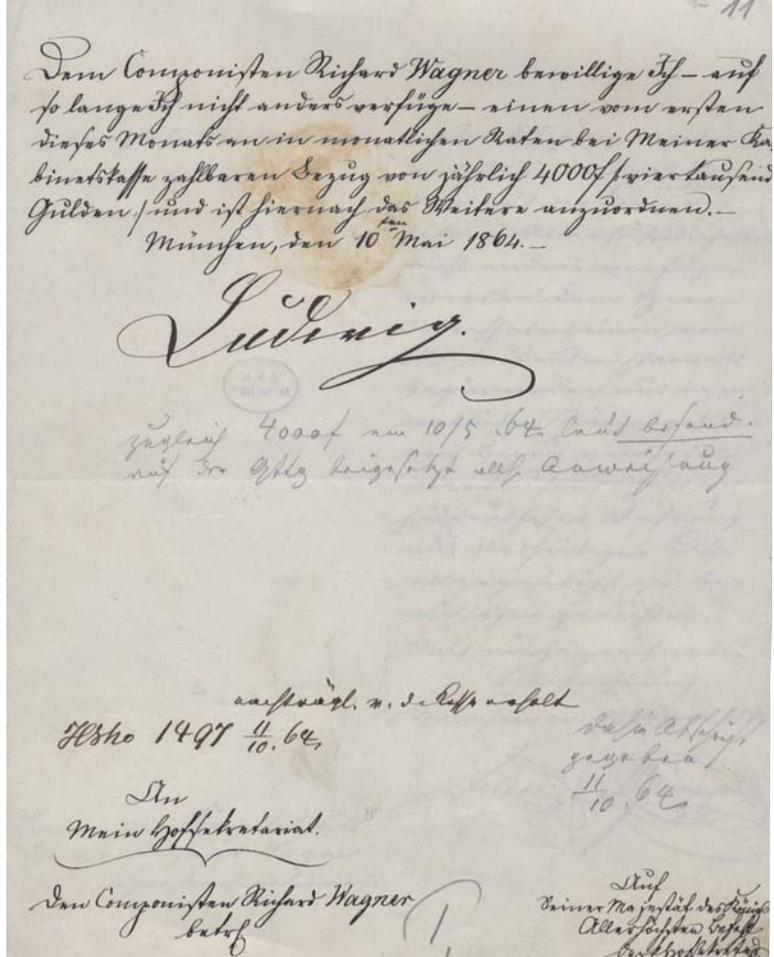
Text: Hanjo Kesting

»DU ANTWORTEST MIR viel zu pathetisch!« schrieb Richard Wagner am Silvesterabend 1858 aus Venedig an seinen Herzensfreund Franz Liszt. »Ich brauch' Geld ... Du sprichst über mich viel zu zart mit den Leuten. Sag' ihnen, Wagner macht sich den Teufel aus Euch, Euren Theatern und seinen eigenen Opern; er braucht Geld; das ist alles! Hast denn auch Du mich nicht verstanden?«

Wagner arbeitete damals am zweiten Akt des »Tristan.« Er war hoch verschuldet, hatte »nicht zehn Gulden mehr«, um die Miete seiner Wohnung zu bezahlen. Und wieder einmal sollte Liszt helfen. Seit ihrem Freundschaftsbund im Frühjahr 1849 – Wagner flüchtete damals als steckbrieflich gesuchter Revolutionär von Dresden nach Zürich – fungierte Liszt als eine Art Generalbevollmächtigter der Wagnerschen Muse: sorgte für seinen Unterhalt, lieh und schenkte ihm Geld, verschaffte Aufträge, propagierte seine Werke, verhandelte mit Verlegern, suchte Mäzene. Und er informierte Wagner sogar, von dessen Forderungen bedrängt, über die eigenen, keineswegs üppigen Einkünfte – um endlich zu erkennen, dass dieser Schlund sich nicht schließen wollte: »... was helfen mir Hunderte, wenn Tausende nötig sind.«

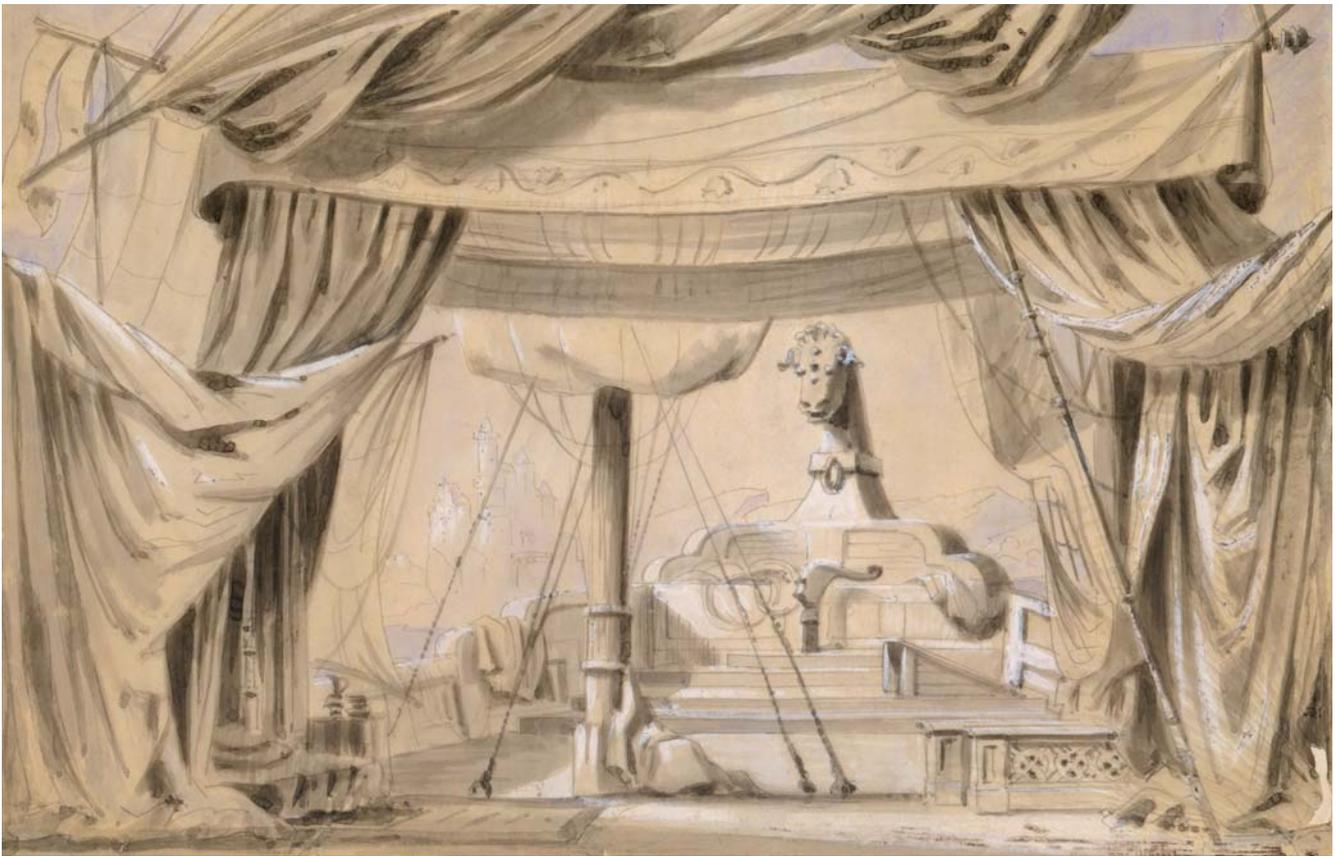
KEIN LEBENSTHEMA NEBEN der Kunst und der Liebe drängte und drückte Wagner so stark wie das Geld. Wo immer man das Buch seines Lebens aufschlägt, das verführerische und verhängnisvolle Gold leuchtet einem immerzu entgegen – ganz ähnlich wie aus seinem musikdramatischen Hauptwerk, dem »Ring des Nibelungen.« An Theodor Uhlig, den Freund aus Dresden, schrieb er im Revolutionsjahr 1849: »Wie kannst Du glauben, ich hätte je Geld genug?« Damals war er sechsunddreißig Jahre alt. Aber schon der sechzehnjährige Kompositionsschüler aus Leipzig hatte im Jahr 1829 kein Geld, um die Gebühr für das aus der musikalischen Leihanstalt geborgte Lehrbuch zu bezahlen. Und noch der weltberühmte Kunstmagier des »Parsifal« bat im Januar 1880 um eine Sonderzuwendung des bayerischen Königs für die Miete der fürstlichen Villa d'Angri bei Neapel. Es gab Augenblicke in Wagners Leben, wo es ihm an Geld für das nackte Leben fehlte. Aber auch wenn ihm Einnahmen zuflossen, reichten sie nicht aus, um den aufwändigen Lebensstil zu finanzieren.

Die ersten Jahre seines Exils verbrachte Wagner in Zürich, wo er seine revolutionären Kunstschrif-



oben Ludwig II. weist sein Hofsekretariat an, Richard Wagner als jährliches Gehalt 4.000 Gulden auszuzahlen. München, 10. Mai 1864.

ten zu Papier brachte. »Das ist die Kunst, wie sie jetzt die ganze zivilisierte Welt erfüllt!«, heißt es in »Die Kunst und die Revolution.« »Ihr wirkliches Wesen ist die Industrie, ihr moralischer Zweck der Gelderwerb, ihr ästhetisches Vorgeben die Unterhaltung der Gelangweilten. Aus dem Herzen unserer modernen Gesellschaft, aus dem Mittelpunkt ihrer kreisförmigen Bewegung, der Geldspekulation im großen, saugt unsere Kunst ihren Lebenssaft ... wundern wir uns daher nicht, wenn auch die Kunst nach Gelde geht, denn nach seiner Freiheit, seinem Gotte strebt alles: unser Gott aber ist das Geld, unsere Religion der Gelderwerb.« Wagner selber hatte sich in Zürich mit üppigem Luxus umgeben, um sich »in der ihm notwendigen künstlerischen Stimmung« zu halten. In einem Spitzelbericht der Wiener Polizei heißt es: »Seine Wohnung ist mit den schönsten Möbeln, Teppichen, seidenen Vorhängen und Kronleuchtern dekoriert, was die einfachen Republikaner in bedenkliches Staunen und Neugierde versetzt, so daß man sich veranlaßt gesehen, überall auszufragen, woher dieser Mann, der so arm nach Zürich kam, es nehme...« Auch Franz Liszt, als er zu Besuch kam, sprach überrascht von Wagners »petite Éléance« – er selber hatte sie durch großzügige Geldgeschenke mitfinanziert. Wagners wichtigster Mäzen war Otto Wesendonk, der im Oktober 1854 den gewaltigen Schuldenberg tilgte, den Wagner aufgehäuft hatte. Nachdem er das Ausmaß der Misere, aber auch Wagners Hemmungslosigkeit im Schuldenmachen erkannt hatte, schrieb er in einem Brief: »Ihm selber darf kein Geld in die Hand gegeben werden.« Wagner bedankte sich mit einer Klavierkomposition: »Um mein neues Schuldverhältnis zu Ihnen würdig und vertrauenerweckend anzutreten, zahle ich heute eine alte Schuld: geben Sie Ihrer Frau die beiliegende Sonate, meine erste Komposition seit der Vollendung des Lohengrin...«



oben Angelo II Quaglio. Bühnenbildentwurf zu »Tristan und Isolde«, 1. Akt, 1. Szene auf dem Schiffsdeck, 10. Juni 1865.

GANZ ÄHNLICH DIE Situation acht Jahre später in Paris, wo auf Anordnung des französischen Kaisers »Tannhäuser« an der Pariser Oper aufgeführt wurde. Was ein Triumph hätte werden sollen, wurde in Wirklichkeit zu einer niederschmetternden Erfahrung. Mit Schulden war Wagner nach Paris gekommen, mit neuen Schulden richtete er sich ein: »... die Wände bekleidete roter Seidenstoff, seidene Rosen schmückten den Fries. Gepuffte Seide verhüllte den Plafond, der durch Rosengirlanden in vier Dreiecke geteilt wurde, die sich in der Mitte in einem Rosenbukette trafen. Die Nische im Hintergrund, bestimmt, das Bett aufzunehmen, war auf das raffinierteste ausgestattet...« Der »Tannhäuser« sollte alles zurückzahlen. Doch die Spekulation auf die Zukunft schlug fehl: Die Oper ging im Tumult des Jockey-Clubs unter und wurde nach drei Aufführungen abgesetzt. Wagner hatte nicht nur kein Geld verdient, sondern saß ein weiteres Mal mit hohen Schulden da. Pauline Metternich, die Gattin des österreichischen Gesandten in Paris, stellte die Gläubiger zufrieden. Wagner bedankte sich mit einem Albumblatt für Klavier: »Ankunft bei den weißen Schwänen.« Er hielt sich an die Maxime: »Ich bin ein großer Verschwender; aber wahrlich, es kommt etwas dabei heraus.« Die Kunst des Schuldenmachens entwickelte er zu ho-

her Meisterschaft, Thomas Mann hat ihn das »Pumpgenie« genannt. Wagners »ungebührlicher Luxus«, auf Pump finanziert, war schon in den 1840er Jahren Stadtgespräch in Dresden, wo er als königlich-sächsischer Kapellmeister amtierte, und als er zwei Jahrzehnte später, von Ludwig II. nach München berufen, wiederholt tief in die königliche Kabinettskasse griff, wuchs die öffentliche Empörung darüber sogar zu einer Staatskrise an. Grillparzer rief von Wien aus die Bayern dazu auf, handgreiflich zu werden: »Werft ihn, ein zürnender Landsturm, / Nicht in die Isar, doch in den Schuldturm.« Kein Karikaturist dieser Vorgänge verzichtete auf die naheliegenden Symbole: Geldschein und Goldschatulle und den gleißenden Hort des Nibelungenschatzes.

TAUSENDE VON SEITEN hat Wagner im Lauf eines halben Jahrhunderts mit seiner gleichmäßigen Handschrift gefüllt, um seine pekuniären Wirrnisse zu erklären und neue Wirrnisse anzurichten. Schulden machte er, wo immer er sich aufhielt: als junger Kapellmeister in Magdeburg und Königsberg, als noch namenloser Komponist in Riga und Paris, als Dirigent am Hoftheater in Dresden, als der Stern seiner Kunst bereits aufgegangen war, im Zürcher Exil, als sein Ruhm sich in aller Welt verbreitet hatte, sogar in München, wo die königliche Schatulle für ihn weit geöffnet stand. Oft war er auf der Flucht vor Gläubigern und drohendem Schuldgefängnis.

Für Wagner wurde das Geld, gemäß der berühmten Definition von Karl Marx, zum »Band aller Bande.« Und er verstrickte sich mit solcher Heftigkeit in dieses Band, dass er sich schon deswegen immerzu nach Erlösung vom Geldprinzip sehnte. So gewann das Geld in ihm die Macht einer Obsession, erschien ihm als Dämon seines Lebens. An den

Jugendfreund Theodor Apel schrieb er: »Geld – ist das Fluchwort, was alles Edle vernichtet.« Und an Hans von Bülow: »Solange diese Sauwelt vorhanden bleibt, macht nur das Geld frei!«

WIRKLICHE SCHAM SEINER Bettelbriefe und Bittgänge wegen scheint er kaum empfunden zu haben, nicht einmal gegenüber Liszt. Die Reue- und Schuldbekennnisse, Selbstbeichtigungen und Tränenstürze seiner Briefe waren wohlkalkulierte Manöver, abgestimmt auf die Person des jeweiligen Empfängers. Nicht weniger kalkuliert die direkten, unverhohlenen Formen der Anrede, das überfallartige »Jetzt wird mir's aber zu arg! Liebster, ist es Dir möglich mir sogleich 500 Frs. zu schicken?« (an Liszt) oder das dreiste »Schenken Sie königlich, und überlassen Sie es meinem Gewissen, wie ich dereinst dies königliche Vertrauen erwidere!« (an Ludwig II.). Das alles ist virtuos, aber durchaus gewissenlos. In einem großem Bettelbrief Wagners an Ferdinand Heine heißt es: »Meine Frau würde nur dem Gefühle einer Scham nachgeben, die ich hierbei nicht empfinden kann.«

Wagner scheute sich nicht, in Paris 1840 eine Schuldhaft vorzutauschen und selber die Bittbriefe an Theodor Apel zu entwerfen, die Minna Wagner nur noch abzuschreiben hatte. Er hatte keine Skrupel, den Nibelungen-Ring gleich mehrfach (an Wesendonk, Schott und den König) zu verkaufen und die Originalpartituren des Rheingolds und der Walküre, die er Wesendonk überlassen hatte, von diesem für den König von Bayern zurückzufordern. Malwida von Meysenbug, Verfasserin der »Memoiren einer Idealistin«, schrieb: »Ein Genius, wie der seine, konnte nur frei in den Höhen seiner Ideale schaffen, ohne herabsteigen zu müssen zu Konzessionen an den schlechten Unverstand der Menge ... Er hatte dem praktischen Leben gegenüber jene Hilflosigkeit des Genius, die so rührend ist...«

WAGNER SELBER HÄTTE sich über solche Sätze belustigt. Er machte sich die Opferbereitschaft gerade von Frauen zunutze, versuchte seinem Züricher Gönner Wesendonk die Frau auszuspannen, sogar der Herzensfreund Liszt bekam den Ausruf zu hören: »Gott, was seid ihr alle für wohlbestallte Menschen.« Wagner meinte, dass grundsätzliche Ungerechtigkeit gegenüber dem Wohltäter zum »großen Stil« gehöre. Das war ein Teil jener spätbürgerlichen Künstlerideologie, die er selber entscheidend mitgeprägt hat. Die Züricher Freundin Eliza Wille hat seine Worte überliefert: »Schönheit, Glanz und Licht muß ich haben! Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche! Ich kann nicht leben auf einer elenden Organistenstelle wie Ihr Meister Bach!«

Wagner wusste, dass in der bürgerlichen Gesellschaft die Künstler den alten Platz der Säulenheiligen einnahmen. Dies Wissen hat er benutzt. Gleichzeitig drapierte er die eigene Haltung mit einer religiösen Gloriole: »Auch mit der buddhistischen Bettlermaxime habe ich's unbewußt immer gehalten. Und das ist eine sehr stolze Maxime. Der Religiöse kommt in die Städte und Straßen der Menschen, zeigt sich nackt und besitzlos und gibt so durch sein Erscheinen den Gläubigen die kostbare Gelegenheit, durch Gaben und Spenden an ihn das edelste, verdienstlichste Werk zu üben...« Ein Satz von unfreiwilliger Komik, hatte der Almosenempfänger doch gerade im Palazzo Giustiniani in Venedig Wohnung genommen.

Wagners Haltung nährte das Ressentiment gegen den Künstler in Samt und Seide, damals wie heute. Aber ersetzt man die moralischen Wertungen durch psychologische und sozialpsychologische, dann wird deutlich, dass Wagner gerade in seinen Widersprüchen und Tollheiten seine Epoche repräsentiert. Wie in einem Brennspeigel versammeln sich in ihm die ungelösten – und unauflösbaren – Widersprüche seiner Zeit, der frühkapitalistischen Industriegesellschaft. Der Pariser »Tannhäuser«-Skandal war für Wagner die neuerliche Bestätigung seiner Auffassung von der Verderbtheit der Kunstzustände und von der Tendenz der Geldzivilisation, die Kunst ohne jeden Rest in eine Ware zu verwandeln. Dieses Paris hatte Wagner vor Augen, als er schrieb, er glaube an keine andere Revolution mehr als an die, »die mit dem Niederbrande von Paris beginnt.« Das führt zum Schluss der »Götterdämmerung.« Das Walhall, das hier im Feuerbrand untergeht, ist das Paris seiner sogenannten »Hungerjahre«, das Babylon des modernen Kunstbetriebs.

WAGNERS WERK VERHEISST Erlösung vom Gelde, Erlösung zugleich für eine Gesellschaft, die Gewinn und Genuss als einzige Werte gelten lässt. Erlösung durch Kunst? Wir wissen, dass Wagner mit diesem Anspruch gescheitert ist und schon gescheitert war, als die ersten Festspiele in Bayreuth 1876 eröffnet wurden. Wir wissen auch, bis zu welcher verschwenderischen Üppigkeit, zu welchem gründerzeitlichen Prunk er gegen Ende seines Lebens sein Luxusbedürfnis steigerte. Den Widerspruch von Kunst und Leben vermochte er nicht aufzulösen. An Otto Wesendonk schrieb er: »Mein Leben ist ein Meer von Widersprüchen, aus dem ich wohl nur mit meinem Tode aufzutauchen hoffen darf.«

Hanjo Kesting leitete von 1973 bis 2006 die Redaktion »Kulturelles Wort« im NDR-Hörfunk. Er hat zahlreiche Publikationen zu Literatur und Musik sowie zum Medium Rundfunk vorgelegt und war u. a. Herausgeber der HÖR-BÜCHER der Deutschen Grammophon. Seit 2006 ist Hanjo Kesting Kulturredakteur der Zeitschrift »Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte«. Neben mehreren Brief-Ausgaben zu Richard Wagner erschien 1997 bei Eichborn »Das Pump-Genie. Richard Wagner und das Geld«.

Die Originale der Illustrationen sind vom 15.03.2013-28.05.2013 in der Ausstellung »Richard Wagner - Die Münchner Zeit (1864-1865)« in der Bayerischen Staatsbibliothek zu sehen.



Text: **Toni Schmid** **ES WAR WOHL** nicht die letztes Jahr frisch gebackene UNESCO-Welterbestätte, Wilhelmines Markgräfliches Opernhaus, die Bayerns größten Dichter dazu brachte, seinen Wohnsitz nach Bayreuth zu verlegen. Und auch die anderen prächtigen Schöpfungen der Markgräfin scheinen Jean Paul – sagen wir's deutlich – im Grunde schnurzegal gewesen zu sein, obwohl er Eremitage und Schloss Fantaisie immerhin als Kulisse einiger Romanszenen benutzt hat. Es steht sogar zu befürchten, dass er auch den Grünen Hügel links liegen gelassen hätte, wenn es denn die Richard-Wagner-Festspiele schon gegeben hätte. Die »Gegend« war ihm wichtiger als der Ort. Er danke Bayreuth »nichts als Gegend, Bier und Langeweile«, schreibt er 1807. Gleichwohl: Ohne die Freunde Emanuel und Otto »bliebe mir Bayreuth trotz Bier und Gegend unaushaltbar.«

Über Jean Paul und das Bier ist viel geschrieben worden. Tatsache ist, Bier im Allgemeinen und gutes Bayreuther Bier im Besonderen waren der Treibstoff, der ihn kreativ befeuerte. »Nicht ist für mich einheimischer als im Gasthofe nichts früher – ein paar Gläser ausgenommen – zu nehmen als die Feder.« Ein Gasthof, der seine Gäste zum Glas wie zur Feder greifen lässt, ist zweifellos der »Goldene Löwe« in der Kulmbacher Straße, auch wenn er im Internet unter dem für Jean Paul wenig anheimelnden Namen »Marmeladenwirt« vorgestellt wird.

Die Sache ist allerdings harmlos: Jeder Übernachtungsgast, der beim Auschecken seine Rechnung bezahlt hat, erhält ein Glas hausgemachte Marmelade mit auf den Weg. Im übrigen beschränkt sich die Ausgabe von Marmelade auf das Frühstück. Ansonsten gibt es hier alles, was ein gut geführtes fränkisches Gasthaus auf der Karte hat: Bratwürste aus der fränkischen Schweiz, Schäufele, fränkischer Sauerbraten, fränkische Krensuppe oder fränkische Bauern-Hax'n, alles in erster Qualität. Die sorgfältige Auflistung der Herkunftsbezeichnung hat den zusätzlichen Vorteil, dass Gäste, die Jean Pauls Lieblingsgetränk etwas überhastet zugesprochen haben sollten, mit einem einzigen Blick auf die Speisekarte herausfinden können, wo sie sich befinden. Zu trinken gibt es – wieder mit Jean Paul zu sprechen – »Bier, Bier, Bier, wie es auch komme!« Wein gibt es übrigens auch.

HERZSTÜCK DES Goldenen Löwen ist die holzgetäfelte Gaststube, geradezu ein Prototyp altfränkischer Behaglichkeit. Sie befindet sich in einem Gebäude, das mehr ist, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Laut Denkmalliste handelt es sich um einen »giebelständigen, zweigeschossigen Putzbau mit Satteldach ... im Kern 17. Jahrhundert.« Ein Gasthaus in einem denkmalgeschützten Gebäude, das ist in Bayern keine Seltenheit und in Franken schon gar nicht. Eher selten ist es allerdings, dass ein Gasthaus gleich zwei Denkmäler umfasst.



Das Nachbargebäude steht nämlich ebenfalls unter Denkmalschutz. Und als sich vor einigen Jahren die Gelegenheit ergab, kauften die Wirtsleute des Goldenen Löwen das Haus, errichteten einen Verbindungsbau zwischen beiden Gebäuden und verdoppelten damit die zur Verfügung stehende Fläche.

DER NEU HINZUGEKOMMENE Teil ist ein wunderbar proportionierter, typisch fränkischer Sandsteinquaderbau aus der Zeit »um 1800.« Dass er barocker wirkt, als er ist, liegt daran, dass das ursprüngliche Walmdach 1932 durch ein Mansardwalmdach ersetzt wurde. Der Bau folgt in seiner Kubatur zwar noch barocken Traditionen, hat aber eine schon biedermeierlich wirkende Fassadengestaltung. Freilich stellt sich das Gebäude zu Recht ein bisschen älter, als es ist. An dieser Stelle ist nämlich seit 1398 eine Mühle nachgewiesen. Zunächst hieß sie Schaubmühle, später Heilig-Kreuz-Mühle, dann Spitalmühle und schließlich und endlich: Spiegelmühle. Es scheint sich ursprünglich um einen Fachwerkbau gehandelt zu haben, der 1840 einem Brand zum Opfer fällt. Die Versicherung zahlt (!), beim Wiederaufbau erhält die Spiegelmühle das biedermeierliche Erscheinungsbild, das wir heute sehen. Der Rest der Geschichte: Irgendwann war der Betrieb der Mühle unrentabel. 1981 wurde aus der Spiegelmühle der »Hotel-Gasthof Spiegelmühle«, eine Umwidmung, die Jean Paul vermutlich gefallen hätte. Und schließlich wurden zwei nebeneinander liegende Hotel-Gasthöfe zu einem einzigen: dem »Goldenen Löwen.«

Toni Schmid ist Leiter der Kunstabteilung im Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst.

Wegbeschreibung

Von der A9 kommend fahren Sie in Richtung Stadtmitte auf die Albrecht-Dürer-Straße. An deren Ende biegen Sie rechts ab auf den Hohenzollernring. Dort können Sie nach dem Rotmainzentrum rechts in die Kulmbacherstraße einfahren.

Gasthof Goldener Löwe

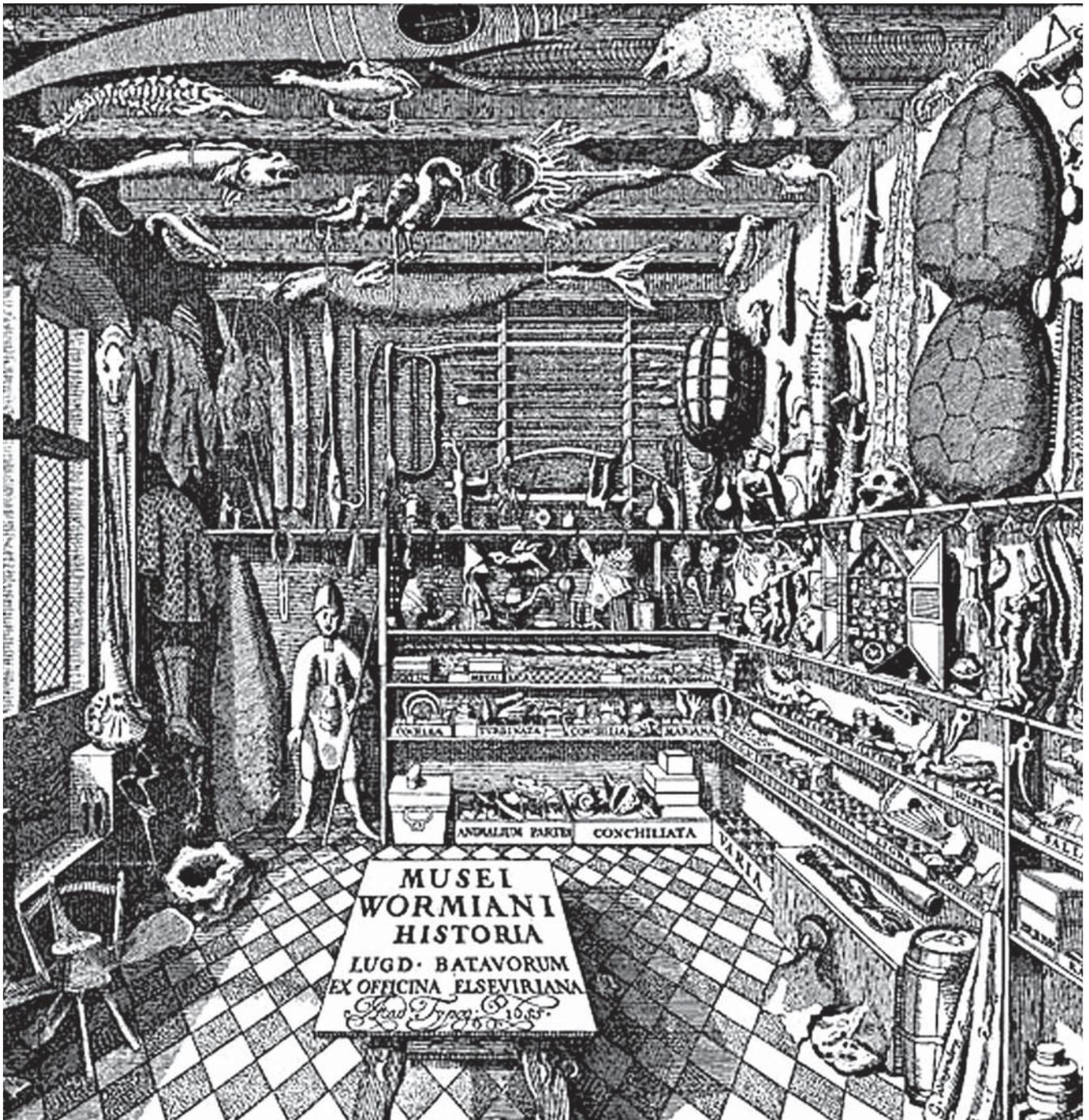
Inhaber: Diana Schulz und Jörg Schöner
Kulmbacher Str. 30 | 95445 Bayreuth
Telefon: 09 21. 74 60 60 | Telefax: 09 21. 4 77 77
info@goldener-loewe.de | www.goldener-loewe.de

EINKEHR

DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANNT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »EINKEHR« STELLEN WIR IHNEN DESHALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCH-BAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAUKULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HERVORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.

JAGEN, SAMMELN, AUSSTELLEN – DIE ERFORSCHUNG DER GESCHICHTE VON SAMMLUNGEN

Text: Andrea Gáldy



Eine geglückte Sammlung gleicht einem großen, wunderschönen, aber auch extrem fragilen Kunstwerk, dem sein besonderer Ruf vorausgeht. Wenige jedoch haben sie gesehen oder eingehender studiert; sein Ruhm beruht vor allem auf Hörensagen. Gelegentlich gibt es detaillierte Beschreibungen oder auch Illustrationen und Inventare, die von Forschern in mühevoller Arbeit verglichen und untersucht werden, um die ehemaligen Phasen der Komposition zu rekonstruieren. Denn

Sammlungen, oft über Jahre oder sogar Jahrhunderte zusammengetragen, sind kein Werk für die Ewigkeit. Oft bestehen sie nicht mehr oder nicht mehr in derselben Zusammensetzung beziehungsweise nicht mehr am selben Ort. Manchmal überleben sie nicht einmal ihren Begründer, in anderen Fällen überstehen sie nur einige Generationen.



linke Seite Das Wormianum in Kopenhagen – ein Wunderkammer-Museum aus dem 17. Jahrhundert von Olaus Wormius, mit nicht-latinisiertem Namen Olaf Wurm.

oben Bedeutend mit zahlreichen alten Exemplaren ist die Cycadeensammlung des Botanischen Gartens, der ein eigenes Haus gewidmet ist. Cycadeen heißen *Palmfarne* auf Deutsch, die aber weder mit den Palmen noch mit den Farnen näher verwandt sind.

links Zu den Gattungen, die den Sammlungscharakter des Botanischen Gartens zeigen, zählt die Aloe mit über 120 verschiedenen Arten. Das Publikum kann viele dieser Arten im Schauhaus (Halle C = Afrika- und Madagaskarhaus sowie Haus 5) sehen. Weitere Arten werden in Töpfen in den nicht öffentlich zugänglichen Gewächshäusern kultiviert und z. B. ausgestellt, wenn sie blühen.

Irgendwann werden sie häufig nur noch als kostspieliger Ballast empfunden, auseinandergerissen und weiterverkauft, in Kriegen geplündert, von neuen Regimen konfisziert oder in die Luft gesprengt. In vielen Fällen haben wir Aufzeichnungen, Augenzeugenberichte oder Quittungen aller Art, aber nur Teile der ursprünglichen Exponate. Schlösser und andere Ausstellungsgebäude sind verloren oder in der Zwischenzeit so stark verändert, dass es immer schwieriger wird, zu verstehen, wo und in welcher Form eine Sammlung ursprünglich untergebracht wurde, wie potenzielle Besucher Zugang erhalten konnten und welchen Eindruck sie mitnahmen. Da sich jede Sammlung im Laufe ihrer Geschichte vermutlich mehrfach verändert hat, macht dies eine Entscheidung heutiger Kuratoren darüber, welche spezielle Inkarnation wiederbelebt werden soll, oft höllisch schwer. Der Besucher eines Museums wird mit solchem Nachleben einer – oder gar mehrerer, im Museum zusammengetragener – Sammlungen konfrontiert, selbst wenn er sich vornehmlich für den Inhalt der Ausstellung, das heißt die Objekte selbst

und vielleicht den ursprünglichen Besitzer, interessiert. Sammlungsgeschichte und ihre Auswirkungen haben Einfluss auf den Besucher; Konzept und Botschaft des Ensembles gehen nicht spurlos an ihm vorbei, auch wenn das Nebeneinander der Exponate und die Betonung einzelner Objekte nicht immer die ursprüngliche ist und eine Ausstellung heute meist eine Rekonstruktion oder Neukonzeption ist, die mit ihrem Ursprung nicht mehr viel gemeinsam hat. Auch in der Präsentation einer Sammlung in ihrem heutigen Zustand wird der Besucher durch Ausstellungsrouten, Wegweiser und ein den Vergleich förderndes Nebeneinander der Exponate geleitet, seine Wertschätzung und sein Verständnis des Ausgestellten werden dadurch beeinflusst.

WARUM SAMMLUNGSGESCHICHTE ERFORSCHEN?

Angesichts der bereits anfangs skizzierten Problematik einer oft komplizierten, sich über Jahrhunderte erstreckenden Geschichte von Sammlungen ist evident, warum Sammlungsgeschichte längst ein eigenes Forschungsgebiet geworden ist.

»COLLECTING & DISPLAY« ist der Name einer 2004 in London gegründeten Gruppe von Forschern, die sich mit der Geschichte von Sammlungen befasst. Sie untersucht gewachsene Sammlungen auf

ihre Inhalte, Erwerbungspolitik, Akquisitionskanäle und Ausstellungsformate. Seit 2005 organisiert sie regelmäßig Veranstaltungen. Vorträge, Konferenzen und Workshops am Institute of Historical Research in London bilden einen großen Teil der Arbeit dieses internationalen Forums, das bereits drei Tagungsbände veröffentlicht hat; ein vierter ist in Vorbereitung. Ziel des Forums ist es, das Verständnis für Inhalte und Formen von Ausstellungen zu verbessern. Dabei befasst sich »Collecting & Display« sowohl mit historischen als auch heutigen Sammlungen und den wissenschaftlichen Entwicklungen, die über Jahrhunderte zur Entstehung verschiedener Disziplinen wie der Archäologie führten. Die Gruppe wendet sich jetzt mit einer internationalen Konferenz zum Thema des Sammelns in der Schwabenakademie Irsee an Kollegen und interessierte Institutionen in Deutschland. Ziel ist eine künftige Zusammenarbeit.

SAMMLUNGSGESCHICHTE UND IHRE Erforschung sind besonders für Wissenschaftler interessant, die über Sammlungen die Geschichte ihrer eigenen Disziplin untersuchen. Forschungsinstitute und Akademien profitieren von solch einem Ansatz, der über die vorhandene *material culture* einer Institution Entwicklungen und Neuentdeckungen dokumentieren kann. Am unmittelbarsten und praktischsten sind die Vorteile, die sich für Museen ergeben, da eine möglichst genaue Erarbeitung der Bestände interessante Anreize für die Kreation von überraschenden Sonderausstellungen geben kann. Ein gelungenes Beispiel dafür sind »i mai visti« („die nie Gesehenen“) der Florentiner Uffizien, das heißt die Ausstellung von Stücken, die normalerweise ein Schattendasein im Depot führen. Die Erschließung der Sammlungen kann zur Provenienzforschung beitragen, die heute immer mehr an Bedeutung gewinnt. Und letztendlich gibt es vermutlich kaum ein Museum oder Galerie mit einer permanenten Sammlung, von denen nicht wenigstens Teile der Ausstellung von einer neuen Konzeption des Raumes und der Exponate profitieren könnten, die sich aus dem besseren Verständnis der Objekte, ihrer Geschichte als Teil der Sammlung und ihrer historischen Beurteilung ergibt.

Die Erforschung von Sammlungen sind keineswegs nur akademischer Natur. Auch wenn es sich in Fällen wie der Rekonstruktion der Sammlung, die C. Verres im 1. Jahrhundert vor Chr. auf Sizilien zusammenraubte, notwendigerweise um eine Auferstehung in Form eines Papiermuseums mit database handeln muss, wie sie Maia Gahtan und Donatella Pegazzano vom Lorenzo de' Medici Institut in Florenz zu realisieren versuchen.

DIE REKONSTRUKTION VON SAMMLUNGEN

Es gibt aber auch Sammlungen, die noch weitgehend bestehen und in den ursprünglichen Räumen zu sehen sind. Da ist das traditionelle Museum wie zum Beispiel die Florentiner Uffizien, das immer noch die ehemalige Privatsammlung einer lokalen Herrscherfamilie im historischen Gebäude präsentiert. Ein Touristenmagnet, der vor allem mit Gemälden von Botticelli, Leonardo und Michelangelo punktet. Dem Besucher ist es dabei wohl nicht so wichtig, ob sich diese Kunstwerke immer schon in der Sammlung der Medici befanden.

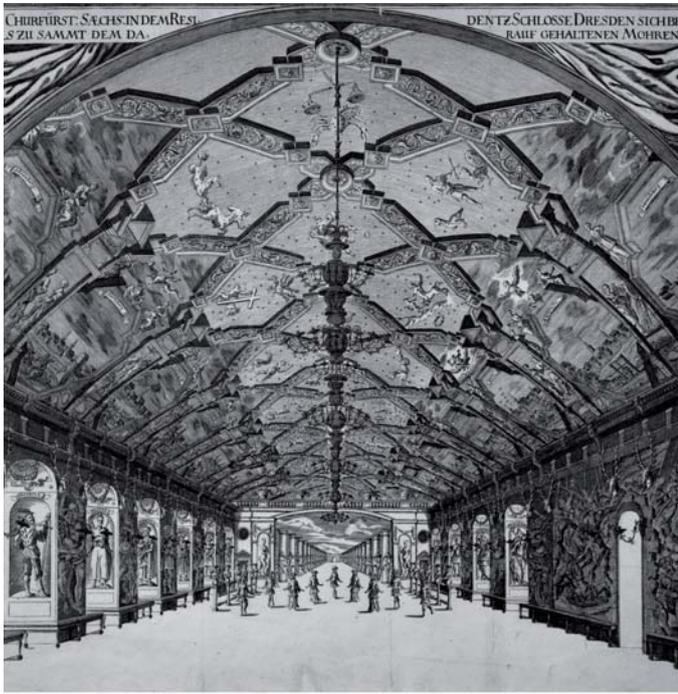
IN DER TAT SIND die Uffizien, so wie wir sie heute kennen und erleben, das Resultat gravierender Umgestaltungen, wie zum Beispiel die des 18. Jahrhunderts. Damals veränderten Luigi Lanzi und Giovanni Pelli Bencivenni die inzwischen öffentlich zugängliche Sammlung

nach den Ideen der Aufklärung. Weitere Umwälzungen erfolgten im 19. Jahrhundert mit der Eröffnung spezialisierter Museen für Antiken, Skulptur, Naturwissenschaften und angewandte Kunst. Dafür wurde jeweils ein Teil der ursprünglichen Sammlung ausgegliedert. Einiges wurde auch verkauft oder sogar zerstört, so zum Beispiel nach der Schließung der Rüstkammer in den Uffizien unter Pelli Bencivenni. Jahrhunderte später mag man viele der Modernisierungsmaßnahmen bedauern, rückgängig machen kann man die allerwenigsten. Das wäre auch weder sinnvoll noch in vielen Fällen wünschenswert.

Wenn sich auch so manche permanente Sammlung weltweit noch immer mit wenigen Erklärungen zu den einzelnen Gegenständen und nach dem Prinzip »mehr ist mehr« präsentiert, gibt es durchaus auch Fälle, in denen die Forschungen der Sammlungsgeschichte in Kombination mit den neuesten Tendenzen der Museologie gute Früchte tragen. Das historische und das neue Grüne Gewölbe im wiederaufgebauten Dresdner Schloss sind so ein Beispiel. Sie zeugen auf unterschiedliche Weise vom Einfallsreichtum und der Detailgenauigkeit der heutigen Kuratoren. Dazu präsentieren sie die Besessenheit der Sächsischen Kurfürsten, was ihre Sammlungen angeht.

»WIE EINE KUNST CAMMER AUFZURICHTEN SEIN MÖCHTE«

Der neueste Erfolg ist die Rüstkammer im komplett restaurierten Riesensaal, der sich im Sommer 2012 noch im Rohbau befand und nun wieder in neuem Glanz erstrahlt. Die Ausstellung der Dresdner Sammlung, die trotz aller Kriegsschäden, Beutezüge, religiöser Neuorientierungen und des allgegenwärtigen Zahns der Zeit in überraschender Fülle überlebt hat, ist vor allem deshalb interessant, weil die heutigen Museen in Schloss und Zwinger die reiche Vielfalt der ursprünglichen Kategorien beibehalten haben. Zwar zeigen sich auch hier die seit dem 16. Jahrhundert ständig verändernden museologischen Theorien, aber es ist immer noch möglich, die Gemälde, Kunstgewerbeobjekte, Waffen und wissenschaftliche Instrumente als gemeinsame, eklektische Sammlung zu erfahren und zu begreifen. Kunst, Natur und Wissenschaft inspirieren sich hier gegenseitig in einem Kontext, der zwar größtenteils rekonstruiert oder nachempfunden ist, aber immer versucht, einem ursprünglichen Gesamteindruck möglichst nahe zu kommen. Dabei darf man auch nicht vergessen, dass gerade in Dresden 1587 Gabriel Kalltemarckt eine der frühesten sammlungstheoretischen Schriften verfasste: die »Bedencken wie eine Kunst Cammer aufzurichten sein möchte«.



links oben Johann Atzelt, »Riesensaal mit Mohrenballett 1678 in Dresden«, Kupferstich.

rechts oben Prunkharnische, Blick in den Riesensaal, Residenzschloss Dresden, Staatliche Kunstsammlungen Dresden.

links Die Südsee-Sammlung im neuen Obergünzburger Museum, das 2012 für die Sammlung des Obergünzburger Kapitän Karl Nauer errichtet wurde. Nauer bereiste am Steuer des Passagierdampfers Sumatra von 1906 bis 1913 die melanesische Inselwelt. Von dort brachte er nicht nur 300 Glasplattendias, sondern auch allerlei Gebrauchs- und Kultgegenstände – vom einfachen Speer bis zur filigran geschnitzten Totenmaske – mit.

links unten Vanutu Hütte: Seine umfangreiche private Sammlung hat Kapitän Nauer 1913 seiner Heimatgemeinde Obergünzburg übergeben, die ihn dafür zum Ehrenbürger machte und eine Straße nach ihm benannte. Über 1500 Exponate aus dieser entlegenen Inselgruppe im Pazifik sind so ins Ostallgäu gelangt.

rechts unten Krokodilschädel in der Zoologischen Staatssammlung in München.



SAMMLUNGSGESCHICHTE ALS FORSCHUNGSFELD

Gut vierhundert Jahre später sind Museologie und Sammlungsgeschichte zwei zentrale interdisziplinäre Themen und Forschungsfelder der Geisteswissenschaften geworden, die in den letzten Jahrzehnten stetig an Bedeutung gewonnen haben. Im angelsächsischen Raum seit Jahrzehnten von größtem Interesse und mit einem eigenen »Journal for the History of Collecting« ausgestattet, entdeckt die Forschung diese sammlungshistorischen Ansätze nun auch auf globaler Ebene. Um nur zwei Beispiele zu nennen: *collezionismo* ist heute ein wichtiger Bestandteil der italienischen Kunstgeschichts- und archäologischen Forschung, während vor allem die Provenienzforschung im deutschsprachigen Raum seit geraumer Zeit erfolgreich versucht, der *history of collecting* nachzuziehen und neue, eigene Wege zu eröffnen.

Dabei handelt es sich um ein Feld der Forschung, das ohnehin international, multi-kategorial und interdisziplinär angelegt ist. Auch wenn in der Frühzeit der Sammlungsgeschichte vor allem die Kunstgeschichte und Archäologie als Gastdisziplinen in Frage kamen, so hat sich dies in den letzten Jahrzehnten sehr stark verändert. Zum einen, weil historische Bibliotheken, physikalische Salons, botanische Gärten und Zoos, von denen viele aus denselben fürstlichen Sammlungen stammen wie Gemädegalerien und Antikenmuseen, ebenfalls sammeln und ausstellen. Zum anderen, da selbst innerhalb jeder einzelnen Sparte von Sammlungsobjekten ein Stück durchaus einen Platz in mehreren Kategorien beanspruchen kann. Es lässt sich durchaus diskutieren, ob ein kunstfertig hergestellter und reich dekoriertes Astrolabe vorrangig ein Gebrauchsgegenstand zur Navigation oder vielmehr ein teures Prestigeobjekt ist, das einem traditionellen Kunstwerk an Bedeutung nahekommt oder es sogar aufgrund seiner Herkunft und seines Materialwertes übertrumpft.

DER JAGDINSTINKT DES SAMMLERS

Deshalb ergibt sich die allgegenwärtige Fragestellung, was ein Objekt zum Sammlerstück und was eine Gruppe von diesen zu einer Sammlung macht. Sicherlich ist es die Aura des Besonderen und schwer Erreichbaren, die den Jagdinstinkt des enthusiastischen Sammlers weckt. Etwa, wenn er ein Objekt von weit her holen muss. Oder wenn das Stück seiner Begierde besonders teuer oder schwierig und vielleicht sogar nur unter besonderen Gefahren zu erwerben ist. Ein attraktiver Kandidat ist sicher auch ein Gegenstand, der nur unter ganz bestimmten Rahmenbedingungen ausgestellt werden kann. Wenn dazu noch ein hohes Alter und kostbare Materialien eine Rolle spielen, ist es fast schon offensichtlich, dass eine antike Statue, ein hochkarätiges Juwel oder das letzte Fell einer heute ausgerotteten exotischen Kreatur innerhalb kurzer Zeit von einem Sammler erworben wird, um genau damit endlich eine empfundene Lücke in seiner Sammlung zu schließen.

DENN EINE MASSE von Objekten ist nur dann eine Sammlung, wenn der Besitzer und/oder Kurator eine bestimmte Richtung in der Akquise und Ausstellungskonzeption verfolgt, zum Teil zu seiner eigenen Genugtuung, zum Teil, um seine Besitztümer gegenüber dritten, eventuell konkurrierenden *peers* und *fellow-enthusiasts* angemessen zu präsentieren. Womit auch verständlich sein dürfte, warum ein Jäger auch Sammler und ein Sammler immer auch Jäger sein muss, während die gewählten Ausstellungsmodi die Jagdtrophäen ins rechte Licht rü-



oben Handstein in Silber, z. T. vergoldet, Mineralien; wohl Neusohl/Banská Bystrica (Slowakei) um 1740; Deutsches Bergbaumuseum Bochum.

cken und eventuell vorhandene Beschreibungen die Qualität, Vielfalt und enzyklopädische Vollkommenheit einer Sammlung weit über die Mauern des Ausstellungsgebäudes hinweg bekannt machen.

Es stellt sich auch immer die Frage, wie sich der Besitzer als Person und durch die Zusammenstellung und Ausstellung präsentieren konnte. Er mag versucht haben, durch die Sammlung Einfluss auf andere Sammler oder auf die Kulturpolitik seiner Konkurrenten zu nehmen. Es gilt zu erforschen, wie viel ein Sammler bereit war, für eine reiche und beeindruckende Sammlung zu zahlen, wie viel Druck er bereit war auszuüben und welche Finten zu schlagen, um ein bestimmtes Stück zu erwerben. Die allen anderen übergeordnete Frage ist, warum jemand überhaupt sammeln wollte und was er sich davon versprach, gerade diese Stücke zu besitzen – ob nun selbst zusammengetragen oder als Ganzes von einem »Kollegen« erworben.

WIE FRAUEN SAMMELN

Dass es sich bei diesen Kollegen nicht nur um Männer handelte, zeigen Beispiele aus der Vergangenheit, auch wenn Sammlerinnen entweder nicht sehr in Erscheinung traten oder für ihre Tätigkeit kritisiert wurden. Ein berühmtes weibliches Beispiel war Isabella d'Este, die Marquise von Mantua,

deren Schätze in mehreren Räumen ihrer Residenz ausgestellt waren. Nicht alle Sammlungskategorien galten dabei als für Frauen geeignet: vor allem die Antiken, die von Isabella als besonders erstrebenswert gesehen wurden, waren enorm kostspielig und hatten eine besondere politische Konnotation, die den Besitzer, ob männlich oder weiblich, als Herrscher präsentierte und deshalb in einer Rolle, die Frauen selten wahrnahmen. Daher sind es vor allem die wenigen großen Herrscherinnen, wie zum Beispiel die Königinnen Isabel I. und Elizabeth I., die ganz bewusst Gemälde und andere Kunstwerke auswählten, in Auftrag gaben und von anderen Sammlern erwarben.

»COLLECTING & DISPLAY«

Um all diese Aspekte gezielt und im geeigneten Kontext zu untersuchen, organisiert die Arbeitsgruppe »Collecting & Display« (www.collectinganddisplay.com) seit 2005 regelmäßige Veranstaltungen in London, die den Austausch von Ideen zum Thema Sammlungsgeschichte unter Historikern, Kuratoren und der interessierten Öffentlichkeit fördern sollen. Die Gruppe hat bereits vier internationale Konferenzen zu verschiedenen Schwerpunktthemen abgehalten: »Collecting and Dynastic Ambition« (London 2006), »Collecting and the Princely Apartment« (Ottobeuren 2007), »Women Collectors« (London 2008), »Collecting East & West« (Florenz 2009). Einzelvorträge (bisher in London und Florenz) und »session panels« für andere multidisziplinäre Konferenzen sind Teil des Programms, während in Workshops Doktoranden und jungen Wissenschaftler die Gelegenheit haben, ihre Forschungsergebnisse vorzustellen. Dieses Jahr arbeitet »Collecting & Display« nicht nur mit der National Gallery in London und mit dem Warwick University Programme in Venedig an einer Konferenz zur Rezeption des Italienischen Trecento im 19. Jahrhundert zusammen (März und November), es findet auch wieder eine große Konferenz in Bayern statt, die mit Dr. Sylvia Heudecker von der Schwabenakademie organisiert wurde.

»COLLECTING NATURE«

Über das Thema »Collecting Nature« diskutieren vom 24. bis 28. Mai 2013 in der Schwabenakademie in Kloster Irsee Teilnehmer aus Deutschland, England, Österreich, Ungarn, Bulgarien, Frankreich, den Niederlanden, Schweden, Norwegen, den USA und aus Australien. Die Sitzungen mit wissenschaftlichen Vorträgen werden an den letzten beiden Tagen mit Besuchen in der Südsee-Sammlung Obergünzburg, in St. Ottilien, und im Klostermuseum Ottobeuren abgerundet. Irsee hatte einst sein eigenes Vogelkabinett, und die Benediktinerklöster, wie zum Beispiel Kremsmünster, waren traditionell berühmt für ihre Naturaliensammlungen und naturwissenschaftlichen Forschungen. Die Südsee-Sammlung Obergünzburg hingegen ging vor wenigen Jahren aus der privaten Sammlung von Kapitän Karl Nauer hervor, der sie während seines langjährigen Dienstes für die Norddeutsche Lloyd im Bismarck Archipel und auf den Salomonen erworben hatte.

DER FOKUS DER KONFERENZ ist darauf ausgerichtet, die Sammlung und Ausstellung von Kunst und Naturgegenständen zu untersuchen und auch Fragen nach der Zugehörigkeit eines Objekts wie ein Handstein, ein präpariertes Tier oder ein kunstvoll gefasstes Mineral zu einer bestimmten Kategorie zu beantworten. Die ältere Literatur zum Sammlungswesen macht oft kategorische geografische Unter-

scheidungen dazu, was genau wo und wann gesammelt wurde und wie diese Exponate jeweils präsentiert wurden. Um diese eventuell veralteten Annahmen zu revidieren, bietet sich eine internationale Zusammensetzung der besprochenen Sammlungen an. Der Besuch der Museen gibt den Konferenzteilnehmern überdies die Gelegenheit, die akademischen Erörterungen vor Ort zu testen. Die Konferenz ist schon im Vorfeld auf reiches und konstruktives Interesse gestoßen und will viele neue Ansätze und Ergebnisse liefern. Die Vorträge werden 2014 in Buchform veröffentlicht.

Dr. Andrea Gáldy hat 2002 über die Sammlung von Cosimo I de' Medici und Renaissance Archäologie in Florenz an der University of Manchester promoviert. Sie war ein post-doctoral fellow der Henry Moore Foundation und am Harvard Center for Italian Renaissance Studies at Villa I Tatti, Florenz und lehrt Kunst- und Architekturgeschichte für verschiedene universitäre Programme. 2004 gründete Dr. Gáldy die Forschungsgruppe »Collecting & Display« mit zwei Kolleginnen in London; sie organisiert die Tagungen und ist Herausgeberin der Tagungsbände.

Tagung »Collecting Nature« der Forschergruppe »Collecting & Display« in Irsee

Nichts währt ewig, das gilt auch für Museen und Sammlungen wie auch für ihre Erforschung und Dokumentation. Deshalb hat sich die Londoner Arbeitsgruppe »Collecting & Display« zusammengeschlossen und für Ende Mai 2013 an der Schwabenakademie im Kloster Irsee eine internationale Konferenz zum Thema des Sammelns organisiert. »Collecting Nature« präsentiert neue Forschungsergebnisse zur Ausstellung von artificialia und naturalia in den Kunst- und Wunderkammern der Frühen Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert. Der spezielle Fokus liegt auf historischen Sammlungen von Kunstwerken und Objekten der Natur, die zwar ursprünglich meist gemeinsam ausgestellt wurden, aber bis heute zumeist separat erforscht werden. Das Ziel der Konferenz ist es, den modernen Blickwinkel abzulegen und Sammlungen in ihrer zeitlichen Vielschichtigkeit und kompositionellen Komplexität zu erfassen.
www.schwabenakademie.de/cms/programm/details/artikel//collecting-nature-1/



DER PARK DES GRAFEN MONTGELAS

EIN PANORAMA DER GARTENKUNST IN DER ISAR-METROPOLE

Text: Klaus Bäumler



oben Rekonstruktion des Montgelas-Parks von Philipp Gegner: Blick von der »niedlichen Voralpe« (Aloys Sterler) des Isarhochufers über Montgelas' Bauernhaus (s. auch Abb. S. 46) und Scheune nach Süden bis zu den Alpen.

Die Geschichte des Münchner Stadt-Grüns ist noch nicht geschrieben. Wie ergiebig das Erforschen und Entdecken der Garten-Kunst ist, zeigt sich am Beispiel des heute zu Unrecht vergessenen Montgelas-Parks in Bogenhausen. Der Graf hatte sich den Park Anfang 19. Jahrhundert vom Landschaftsarchitekten Friedrich Ludwig von Skell anlegen lassen. Im öffentlichen Bewusstsein ist das verdienstvolle Wirken Skells vor allem durch den Nymphenburger Park, den Alten Botanischen Garten und den Englischen Garten verankert. Dabei prägt der Park am östlichen Isar-Ufer bis heute das Münchner Stadtbild: Auf dem von Montgelas angelegten Gelände wurde das Wohnviertel »Herzogpark« errichtet; die Tivolibrücke, die Mont-

gelas' Stadtpalais am Promenadenplatz mit seinem Landsitz Stepperg verband, ist noch heute für die Bogenhausener die schnellste Verbindung in die Stadtmitte; der Garten um den heutigen Bundesfinanzhof ist die »Urzelle« des ehemaligen gräflichen Landsitzes. Die Geschichte seines Parks zeigt den Grafen Montgelas als kundigen Stadt-Grün-Planer – und eröffnet darüber hinaus ein kulturgeschichtliches Panorama mit vielen Facetten.

LOB DER BAYERISCHEN LANDSCHAFTSGÄRTNEREI

»Landscape-gardening is more encouraged in Bavaria than it is in any other state of Germany.« So würdigte der eng-

lische Landschaftsarchitekt John Claudius Loudon die bayerische Gartenkunst, die er auf einer Reise 1828 kennenlernte. Loudon besuchte neben den königlichen Parks auch private Gärten, so auch den Park des Grafen Montgelas, den er ausführlich beschreibt und 1833 mit einem Plan dokumentiert. Lange Zeit galten sowohl der ursprüngliche Gartenplan von 1813 als auch die Beschreibung des Botanikers Dr. Aloys Sterler »über den Montgelas'schen Naturgarten zu Bogenhausen« von 1830 als verschollen. Bei meinen Recherchen entdeckte ich diese aufschlussreiche zeitgenössische Publikation im Bestand der Bibliothek Montgelas in der Bayerischen Staatsbibliothek, eine enthusiastische wie detaillierte Schilderung der überwältigenden Schönheit der Anlage mit ihrer Baumvielfalt. Meine langjährige Suche nach dem von Sterler erwähnten Plan des Parks aus dem Jahr 1813 jedoch ist bis heute erfolglos geblieben. So verfolgte ich die Idee, basierend auf Sterlers Beschreibung in Verbindung mit Loudons Karte und den für diesen Bereich vorhandenen Katasterplänen die virtuelle Rekonstruktion dieses einzigartigen privaten Landschaftsparks zu versuchen. Prof. Ingrid Scheck und Prof. Dr. Amrei Mosbauer von der Fakultät Landschaftsarchitektur an der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf griffen meine Anregung auf. Mit Philipp Gegner fand sich ein engagierter junger Landschaftsarchitekt, dem mit seiner Diplomarbeit die Rekonstruktion und Visualisierung des Bogenhauser Landschaftsparks auf dem neuen Weg der Digitalisierung gelungen ist. Basis waren die historischen Karten und Pläne im Bogenhauser Bereich, die wegen der Nähe zur Isar auch wichtige Aussagen über die jeweilige Flussgestalt vermitteln. Philipp Gegner verweist im Zuge der Rekonstruktion des Montgelas-Gartens übrigens auf die Künstlichkeit der vermeintlich natürlichen Anlage. Auf dem kargen Schotterboden konnte der Park nur unter größtem Aufwand realisiert und genutzt werden. Heute würde man, so vermutet Gegner, wohl die Auenbereiche als Lebensraum und Hochwasserschutz erhalten und eine Bebauung oder Umgestaltung zugunsten einer Gartenanlage vermeiden.

GROSSE POLITIK IM KLEINEN BOGENHAUSEN

Wo heute der Bundesfinanzhof, umgeben von den Rudimenten eines einst herrlichen Parks, residiert, erfreute sich Graf Montgelas mit seiner Familie der ländlichen Idylle auf seinem Landsitz Stepperg. Darüber hinaus wurden Entscheidungen vorbereitet, welche die politische Landschaft Bayerns grundlegend veränderten.

SCHON 1803 HATTE Montgelas, damals noch Freiherr, den Edelsitz in Bogenhausen am Isarhochufer erworben, den er als Land- und Sommersitz nutzte. Carl August Lebschée hält in seiner 1830 erschienenen »Malerischen Topographie des Königreichs Bayern« in einer Lithographie die reizvolle Ansicht des Dorfs Bogenhausen fest und umschreibt ein politisches Ereignis im Landsitz von Montgelas: »Etwas besitzt Bogenhausen, das noch unseren spätesten Enkeln verehrungswürdig bleiben wird, das höchst einfache Landhaus des großen Staatsmannes Grafen von Montgelas. Bayerns

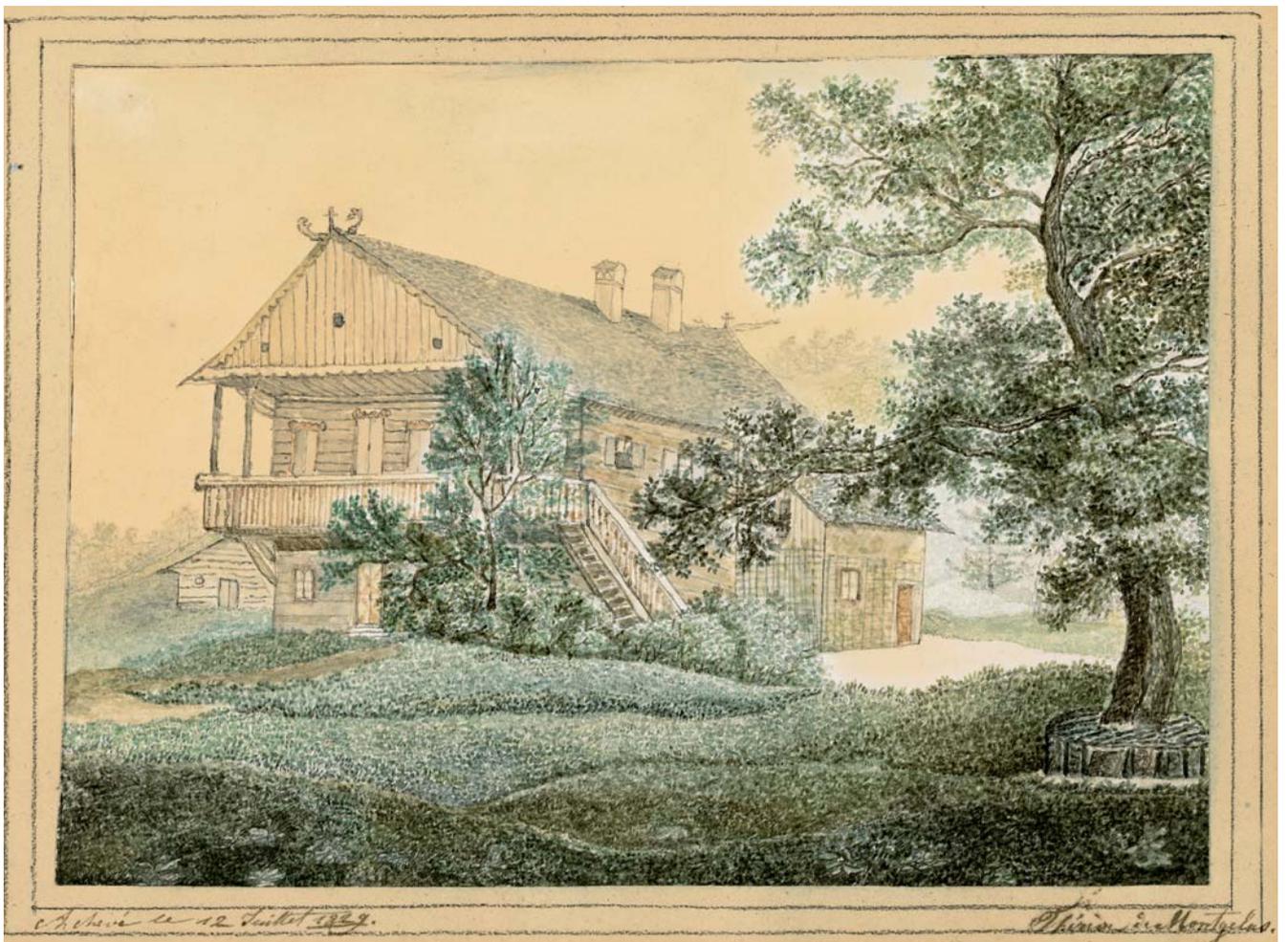
Annalen werden dankbar aufbewahren, daß unter König Maximilian I. Joseph glorreicher Regierung, in dem für des Vaterlandes Existenz und Integrität gefährlichsten Zeiten, desselben Rettung, Vergrößerung und Flor in diesen kleinen unscheinbaren Zimmern entworfen, berathen und ausgeführt wurden...« Damit erinnert Carl August Lebschée an die denkwürdige Konferenz, die auf dem Landsitz des Grafen von Montgelas am 25. August 1805 stattfand. Mit dem hier mit Frankreich geschlossenen »Geheimvertrag« von Bogenhausen wechselte das kurfürstliche Bayern die Fronten und erhielt den Rang eines Königreichs zugesprochen. Auch der erneute Frontwechsel Bayerns im Jahr 1813 wurde auf dem Landsitz von Montgelas vorbereitet.

WARUM DIE WALHALLA NICHT IN BOGENHAUSEN STEHT

Das Verhältnis zwischen dem frankophilen Graf Montgelas und dem »deutsch denkenden« Kronprinzen Ludwig war bestimmt durch die gegensätzliche Haltung zu Frankreich. In dem hier dargestellten Zusammenhang ist entscheidend, dass bei der Standortsuche für den Bau der Walhalla Kronprinz Ludwig zusammen mit Leo von Klenze das Hochufer der Isar in unmittelbarer Nähe des Bogenhauser Landsitzes des Grafen Montgelas ins Auge fasste. Klenze sollte dabei erkunden, »ob gegen Isar-Gefahr, dorten Sicherheit ist, daß der böse Strom unten nicht einfrißt«. Nach einer Begehung des Isarhochufers von Bogenhausen bis Haidhausen mit Georg Dillis schlägt Klenze ein dem Hompesch-Garten (»Neuberghausen«) benachbartes Areal vor. Diese Vorüberlegungen wurden jedoch nicht weiter verfolgt. Aufschluss über mögliche Beweggründe gibt ein Gedicht, das König Ludwig I. verfasste, zu einem Zeitpunkt, als Herzog Max in Bayern den Bogenhauser Park nach dem Tod Montgelas' 1838 erworben hatte.



oben München um 1809/10 mit dem Bogenhauser Landsitz von Montgelas. Diesen Kupferstich widmeten die »Königlichen Kupferstecher des statistisch topographischen Bureaus« Montgelas bei dessen Erhebung in den Grafenstand 1809.



oben Im Familienarchiv Montgelas auf Schloss Eggkofen findet sich ein Aquarell dieses Bauernhauses, das Thérèse de Montgelas (1812-1872) im Jahr 1829 gemalt hat.

»**DER HERZOG MAXISCHE GARTEN** in Bogenhausen / Was dich umgiebt ist nicht das Schönste / Das Schönste ist die Aussicht: / Ist's in dem Leben doch auch / immer nur das, was Dir fern«. Ludwig I. spielt hier nicht nur auf den »Eros der Ferne« an, sondern pragmatisch auf den Lärm und Rauch der Maffeischen Lokomotivenfabrik in der Hirschau am westlichen Ufer der Isar und der Ziegeleien zwischen Bogenhausen und Oberföhring. In der Maffeischen Fabrik wurden aber nicht nur Lokomotiven, sondern auch Dampfschiffe gebaut. Tausende von Münchnern kamen am 1. Mai 1850 zum Stapellauf eines »eisernen von Maffei erbauten Donau-Dampfschiffes« in die Hirschau, berichtet Andreas Schmeller in seinem Tagebuch, wobei er nicht unerwähnt lässt, dass das Schiff alsbald auf einer Kiesbank in der Isar strandete.

DIE ISAR-BEGRADIGUNG DURCH KARL FRIEDRICH VON WIEBEKING

Im August 2011 haben der Freistaat Bayern und die Stadt München das große Werk der sog. Isar-Renaturierung im Bereich der Süd-Isar abgeschlossen. Damit wurden Regulierung und Korrektur der Isar, wie im 19. Jahrhundert begon-

nen, mit heutigen Maßstäben des Wasserbaus »repariert«. Das Bild der Isar ab der Praterinsel nach Norden wird auch heute noch bestimmt durch die Maßstäbe der Wasserbauer des 19. Jahrhunderts. Die sog. Isar-Korrektur begann zwischen Bogenhausen und Ismaning und sollte den Englischen Garten und den östlichen Uferbereich vor Überschwemmungen schützen.

MONTGELAS ÜBERNAHM 1805 als Finanzminister das neu geschaffene »Churfürstl. Geheime Central-Wasser und Strassenbau-Bureau« in sein Ressort. Karl Friedrich von Wiebeking wurde im selben Jahr nach München berufen, wo ihm der Wasser- und Brückenbau an den großen bayerischen Flüssen übertragen wurde. Wiebeking wies ab 1806 der Isar nördlich der Bogenhauser Brücke bis nach Ismaning eine »reguläre« Bahn an, deren negative Folgen für die Umwelt – Eintiefung, Grundwasserabsenkung – heute voll erkannt sind und nur schwer beseitigt werden können.

In seinem vom Geist der Aufklärung geprägten Werk »Theoretische - practische Wasserbaukunst«, erschienen 1811-1817, beschreibt Wiebeking die Isarregulierung überaus selbstbewusst: »Die Correction des Isarflusses ... wird immer für die

Ausübung lehrreich bleiben, weil sie ... einem der schnellsten Bergflüsse in Europa ein neues Bett angewiesen hat ... Bis zum Jahre 1806 strömte die Isar unterhalb München vielarmig und bot, beim niedrigen Wasserstande, nichts als unfruchtbare Kiesflächen dar. Sie drohte die nördlichen Dörfer Oberföhring und Ismaning fortzureissen. ... Diesen nachtheiligen Lauf des Flusses, welcher in der Nähe der Hauptstadt dem Auge unabsehbare sterile Kiesflächen darbot, die mit der ästhetischen Anlage des englischen Gartens contrastirten und zugleich der gänzliche Einsturz eines Dorfes drohte, ... konnte eine Regierung ... unmöglich der Residenz so nahe, länger dulden.« Der von Wiebeking am östlichen Ufer angelegte Isardamm schützte die von Montgelas 1803 erworbenen Liegenschaften am Fuß des Isarhochufers vor Hochwasser und machte sie auf Dauer kultivierbar.

AUCH DER BAU der Bogenhauser Brücke stellte eine solche öffentliche Investition dar. Es war wohl kein Zufall, dass der Brückenbau gerade an dieser Stelle im engen zeitlichen und örtlichen Zusammenhang mit dem Erwerb des Landsitzes Stepperg durch Montgelas steht. Denn durch die 1804 errichtete Holzbrücke erhielt Montgelas einen äußerst reizvollen Abkürzer von seinem Stadtpalais am Promenadeplatz durch den kurz zuvor neugestalteten Englischen Garten nach Bogenhausen – bis heute für den Spaziergänger oder Radler der schönste Weg in die Stadtmitte.

DIE ANLAGE DES PARKS DURCH FRIEDRICH LUDWIG VON SCKELL

Der Gartenkünstler und Stadtplaner Friedrich Ludwig von Sckell war 1804 als Hofgartenintendant nach München berufen worden. Seine Hauptaufgabe war die Gestaltung des Englischen Gartens. Ein zeitgenössischer Nachruf würdigt die Verdienste Sckells für München: »Bald war die Hauptstadt Baierns nicht mehr von reizlosen und leeren Auen und Wiesen umgeben ... Unser Künstler verfertigte mehrere Pläne zur Verschönerung dieser Stadt, welche auch zum Theil noch durch ihn selbst ausgeführt wurden. Bald erschienen Gärten und reizende Spatziergänge, Alleen und bepflanzte Plätze, die nun die Schönheit dieses Monarchensitzes doppelt erhöhen.« Ab 1805 gestaltete Sckell im Auftrag von Montgelas auch dessen Park in Bogenhausen.

DAS BAUERNHAUS VON JEAN BAPTISTE MÉTIVIER

Die Innenausstattung seines Palais am Promenadeplatz übertrug Montgelas Jean Baptiste Métivier aus Paris. Aus dessen Werkverzeichnis ergibt sich eine vielfältige Tätigkeit für Montgelas, darunter ein 1816 errichtetes Bauernhaus im Montgelas-Park, das J. C. Loudon als »a picturesque Swiss cottage, serving as a summer-house to the count's family« beschreibt.

VOM MONTGELAS-PARK ZUM HERZOGPARK

Das Wohnquartier des heutigen »Herzogparks« verdankt seine Entstehung dem Ministers Montgelas, der es geschickt



oben Die Arco-Linden im Garten des Grafen Montgelas, 1856.

verstand, öffentliche Interessen mit eigenen Belangen zur Deckung zu bringen.

Maximilian Graf Montgelas starb am 14. Juni 1838. Wenige Monate danach veräußerte sein Sohn Maximilian den Bogenhauser Besitz an Herzog Max in Bayern. Erst unter dessen Sohn Herzog Karl Theodor wandelte sich der »Montgelas-Park« zum Bauprojekt »Herzogpark«. Vier Millionen Goldmark ließ sich die »Terrain-Aktiengesellschaft Herzogpark München, Gern« am 5. Mai 1900 den Erwerb der auf ca. 130 ha erweiterten Parkanlage kosten. Damit war die Mitgift für die Tochter Karl Theodors gesichert.

»HERR UND HUND«: THOMAS MANNS SPAZIERGÄNGE

Zu den bekanntesten Bewohnern des »Herzogparks« zählte Thomas Mann, dem die historischen Bezüge zum Landsitz des Grafen Montgelas wohl nicht bekannt waren. Durch Thomas Mann, der im Februar 1914 in die Poschingerstraße 1 einzog, wird aber die weitere Entwicklung des ehrgeizigen Immobilien-Projekts anschaulich dokumentiert. In der Novelle »Herr und Hund« analysiert und skizziert Thomas Mann sein neues Wohnumfeld mit exakt-ironisch distanzierendem Blick.

Der Erfolg war für das »sanguinische Unternehmertum« nicht wie erwartet eingetreten. »Denn die Villen, die nach dem Willen der Sozietät längst ... freundlich prangen müßten, sind ausgeblieben, obgleich ich mit so gutem Beispiel vorgegangen bin und mein Haus in dieser Gegend gebaut habe ... kein Wunder also, daß eine gewisse Mißstimmung

sich auf die Gegend niedersenkte, daß Unlust zu weiteren Aufwendungen und zur Fertigstellung des weitläufig Begonnenen Platz griff ...«

Kaum vorstellbar: Aber die Lage des Quartiers im Nordosten Münchens wurde wegen der Nähe zu der militärischen Anlage des Pionierübungsplatzes am westlichen Isarufer und den industriellen Großanlagen der Maffeischen Lokomotivenfabrik in der Hirschau nicht als sonderlich attraktiv empfunden: »Flußaufwärts üben Pioniere sich im Bau einer Pontonbrücke. Die Tritte ihrer schweren Stiefel auf den Brettern und Rufe der Befehlshaber schallen herüber. Vom jenseitigen Ufer kommen Geräusche des Gewerbefleißes, denn dort ... ist eine Lokomotivenfabrik mit zeitgemäß erweitertem Tätigkeitsbezirk gelegen, deren hohe Hallenfenster zu jeder Nachtstunde durch das Dunkel glühen. Neue und schön lackierte Maschinen eilen dort probeweise hin und her; eine Dampfpeife läßt zuweilen ihren heulenden Kopftönen hören, dumpfes Gepolter unbestimmter Herkunft erschüttert von Zeit zu Zeit die Luft, und aus mehreren Turmschloten quillt der Rauch, den aber ein günstiger Wind hinwegtreibt ...«

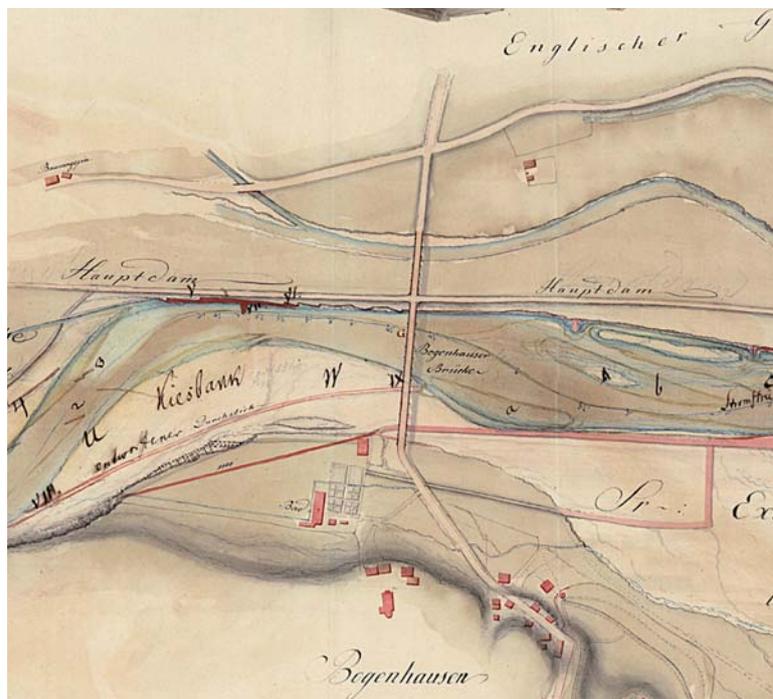
Bei Thomas Mann ist aber auch in noblen Worten nachzulesen, dass die nördliche Isar damals als Abwasserkanal für die Münchner Kanalisation genutzt wurde. Bei den Spaziergängen Thomas Manns entlang der Isar ist der Sammelpunkt der Möwen für den Hund Bauschan besonders attraktiv. Die Möwen umkrächzen »jene Stelle, wo sich bräunliche Abwässer aus dem Mündungsschlund weiter Röhren in den Fluß ergießen ...« In Höhe des Aumeisters im Bereich der Leinthaler Brücke sind am westlichen Isarufer heute noch die Auslässe der Kanalisation zu sehen, über die sich bis zum Bau der Kläranlage Großlappen 1925 das gesamte Abwasser Münchens ungereinigt in die Isar ergoss.

DIE GESTALTUNG DES ISAR-HOCHUFERS DURCH PETER JOSEPH LENNÉ

Ein spannendes Kapitel der Münchner Stadtplanung ist der politisch-administrative Umgang mit den Hochufern der



oben Rekonstruktion des Montgelas-Parks von Philipp Gegner: Blick hin zum Bauernhaus, vorbei an kleinen Wasserfällen westlich vom Isarhochufer nach Nordosten.

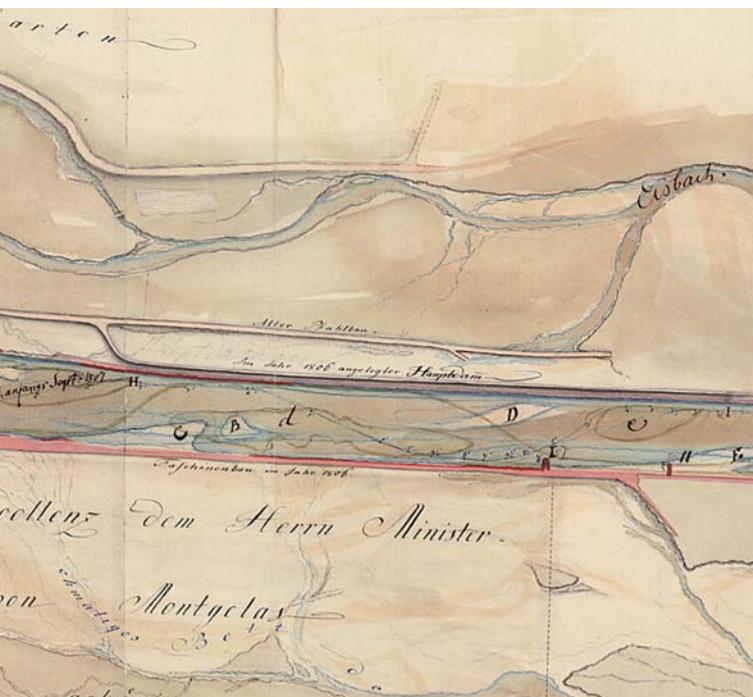


oben Historische Karte von 1807, die die Begradigung der Isar und gleichzeitig das ursprüngliche Flussbett zeigt.

Isar. Mit dem von Sekell entworfenen Park wurde erstmals das Isarhochufer von der Hangkante bis zum Fluss als gestalterische Einheit verknüpft.

Die Wirkungsgeschichte dieser Konzeption führt unmittelbar zu den Planungen des preußischen Gartenarchitekten, Landschafts- und Stadtplaners Peter Joseph Lenné für München. Im Auftrag von König Max II. hat Lenné 1854 für München einen »Schmuck- und Grenzzüge-Plan« vorgelegt, der in der heutigen Terminologie als Stadtentwicklungsplan gewertet werden kann. In diesem Plan hat das Stadt-Grün höchsten Stellenwert. Es kann kein Zweifel sein, dass sich Lenné bei seinem Vorschlag der Gestaltung des östlichen Isar-Hochufers von Bogenhausen bis zum Gasteig von dem bereits in Bogenhausen bestehenden Park hat inspirieren lassen. Wenn auch von der Planung Lennés im Wesentlichen nur die Maximiliansanlagen und die Gasteiganlagen realisiert wurden, ist die Vorbildwirkung für die Münchner Stadtplanung zu erkennen.

Bis heute bildet der unbebaute Isarhang mit dem vom Brunnbach durchflossenen Grünbereich vom Kufsteiner Platz bis nach St. Emmeram den östlichen Abschluss des Herzogparks. Dieses Rudiment der ursprünglichen Parkanlage belegt, dass bei der Aufstellung der Baulinienpläne für das Baugebiet »Herzogpark« um 1900 der hohe landschaftsgestalterische Wert des Isarhangs erkannt und erhalten wurde – trotz der Begehrlichkeit der Terrain-Gesellschaft an einer optimalen Verwertung. Es ist auch nicht selbstverständlich, dass heute die Hochufer südlich Münchens auf beiden Seiten der Isar weitgehend im Eigentum der Stadt München sind und den stadtnahen Naturraum der Isar bilden. Zu Beginn



des 20. Jahrhunderts, als es darum ging, diese Bereiche vor Bebauung zu bewahren, war der Lenné-Plan eine wichtige politisch-administrative Argumentationshilfe. So konnte 1910 der Isarhang zwischen Harlaching und Grünwald gegen Bauinteressen geschützt und für die erholungssuchenden Spaziergänger erhalten werden.

WAS VOM PARK GEBLIEBEN IST

Die einmalige Chance zu Beginn des 20. Jahrhunderts, den Park des Grafen Montgelas als öffentlichen Park zu erhalten und den Englischen Garten über die Isar hinweg nach Osten auszudehnen, war von der öffentlichen Hand nicht wahrgenommen worden. Wenn heute der Bundesfinanzhof auf dem ehemaligen Herzstück des Parks des Grafen Montgelas residiert, kann das jedoch als Zeichen bayerischer Verwaltungskunst gewertet werden. Sowohl die Erhaltung des öffentlichen Grüns der »Bürgermeistervilla« als auch des nur »dienstlich zugänglichen« Parks des Bundesfinanzhofs ist dem Bayerischen Staatsministerium der Finanzen und damit letztlich den Nachfolgern im Amt des Grafen Montgelas zu verdanken.

Denn zunächst hatte Philipp Ernst Fleischer, ein vielseitig aktiver Münchner Panorama-Maler, im Jahr 1909 aus dem Fundus der Herzogpark-Terrain-Gesellschaft das »Filet-Grundstück« des Montgelas-Parks erworben. In der Tradition der Münchner Künstlervillen – Kaulbach, Stuck, Lenbach und Hildebrand – plante er ein Künstler-Schloss, das den seinerzeitigen hohen Rang der Münchner Panorama-Malerei dokumentieren sollte. Fleischer hatte sich aber übernommen. Sein Projekt gedieh nur bis zum Rohbau, der während

des ersten Weltkriegs gesprengt werden sollte, um 30 kleine Villenbauplätze zu schaffen. In letzter Minute interessierte sich das Bayerische Staatsministerium der Finanzen für das Objekt und vermittelte den Ankauf des Gebäudes durch die Reichsfinanzverwaltung für den 1918 neu geschaffenen Reichsfinanzhof. Damit war die geplante kleinteilige Villenbebauung vom Tisch; der parkartige Charakter der Freiflächen blieb beim Umbau weitgehend erhalten.

Heute sind vom ehemals noblen Villenviertel des Herzogparks nur noch Fragmente übrig. Die letzten verbliebenen Villen mit ihren großzügigen Gärten und ihrem alten Baumbestand sind derzeit mehr denn je vom Abriss bedroht. Im Zuge von Nachverdichtung und einer der Gewinnmaximierung geschuldeten Bauweise, die Grundstücke bis zum Anschlag mit verständnislosen Bauten zupflastert, verliert das ehemalige »Kulturdorf« Herzogpark immer mehr sein Gesicht. Die Zeiten, in denen man, wie es Thomas Mann in seiner Novelle »Herr und Hund« schildert, für den »moosig-silbrigen Würdenstamm« einer Esche eine »höfliche Lücke« in einer Mauer ließ, sind endgültig vorbei.

Ein einziger Baum aus dem Montgelas-Park hat bis heute überlebt. Es ist die Eiche, welche Graf Montgelas bei der Geburt seines ersten Sohnes Maximilian Joseph im Jahre 1807 pflanzte. Als dieser den Bogenhauser Besitz für 32.000 Gulden an Herzog Max in Bayern veräußerte, war im Vertrag ausdrücklich »ausgenommen eine zur Erinnerung an die Geburt der Herren Grafen gepflanzte Eiche, die während des Winters herausgenommen werden kann«. Die Eiche wurde tatsächlich ausgegraben und fand ihren neuen Platz vor Schloss Eggkofen, wo sie heute noch steht.

Klaus Bäumler, Richter am Bayerischen Verwaltungsgerichtshof rtd., leitete von 1978-2008 den Bezirksausschuss Maxvorstadt (BA 3). Er setzte sich besonders für historisches Grün, Erhaltung des kulturellen Erbes und im Rahmen der zeitgeschichtlichen Erinnerungsarbeit seit 1996 für die Errichtung des NS-Dokumentationszentrums ein. Im Franz Schiermeier Verlag gibt er die neu begründete Reihe „Materialien zur Kulturgeschichte der Stadt München“ heraus.

Literatur
Philipp Gegner,

»Der Montgelas-Naturgarten in München-Bogenhausen: Rekonstruktion und Visualisierung einer verschwundenen Kostbarkeit« lässt sich unter <http://www.p-gegner.de/diplomarbeit/index/index.html> nachlesen.

Film über den Montgelaspark:
<http://www.p-gegner.de/diplomarbeit/index/film.html>

Dr. Aloys Sterler,

»Der gräflich von Montgelas'sche Naturgarten zu Bogenhausen bei München von 1830« (Bayerische Staatsbibliothek) in Abschrift: http://www.p-gegner.de/diplomarbeit/index/images/arbeit/anhang_2_beschreibung.html.

Christine Rädlinger,
»Geschichte der Isar in München«, Franz Schiermeier Verlag, München 2012

Margret Wanetschek,
»Grünanlagen in der Stadtplanung von München 1790-1860«, Hrsg. Klaus Bäumler und Franz Schiermeier, München 2005

Dirk Heißerer,
»Im Zaubergarten. Thomas Mann in Bayern« München 2005

POSTSKRIPTUM

DEPESCHE AUS DER VILLA CONCORDIA ALLES NEU MACHT IN BAMBERG DER APRIL

Liebe Leserin, lieber Leser,

wissen Sie, wie das ist, wenn man sich richtig auf etwas freut... selbst auf etwas, von dem man nur die Umriss ahnt und in Spekulationen schwelgen kann? Wir im Internationalen Künstlerhaus sind sehr gespannt auf die neuen Stipendiaten aus Deutschland und Russland, deren Namen nun endlich seit der Pressemitteilung der letzten Woche bekannt sind: Für die Literatur kommen Olga Martynova und Oleg Jurjew, Silke Scheuermann und Matthias Göritz, für die Musik Dr. Charlotte Seither, Benjamin Schweitzer, Sergey Khismatov und Vadim Karasikov und für die Bildende Kunst Wiebke Siem, Leonid Tsvetkov und Manuel Graf. Ein zweiter russischer Künstler muss es sich – nach eigener Aussage – gerade noch gut überlegen, ob und wenn ja, wann er aus Novosibirsk nach Bamberg kommt. Man unterschätzt das als Außenstehender vielleicht ein bisschen... so eine Auszeichnung, die mit einem Aufenthaltsstipendium verbunden ist. Es ist nicht leicht, sich auf einen neuen Ort mit grundsätzlich veränderten Arbeitsbedingungen einzulassen, dazu manchmal die Familie zu teilen, umzustrukturieren, ein neues Zeitmanagement für sich zu entwickeln und sich dann eben auch auf neue Mitbewohner, eine neue Stadt, zahlreiche Situationen »auf dem Präsentierteller« einzulassen. Aber dafür sind meine Mitarbeiter da, dafür bin ich da. Wir



heißen willkommen und stehen mit Rat und oftmals handfester Tat zur Seite. Und darauf freuen wir uns. Auf das, was im Moment nur Umriss abzeichnet, was zu Spekulationen einlädt: Ein Stipendiat hat sich eine Art Fahrservice zu Schrottplätzen in der Umgebung gewünscht. So etwas ist aufregend und wir überlegen, wie man ihn bei seinem Wunsch unterstützen könnte. Dazu bereitet der Haustechniker unserer Einrichtung gerade alle Wohnungen für die Ankunft eben dieser neuen Stipendiaten vor und hat dabei alle Hände voll zu tun: Betten müssen gewaschen, Geschirr vervollständigt, Tische abgeschliffen werden.

Der Jahrgang 2012/13 verlässt uns, wir winken hinterher und freuen uns auf frohes und vielmaliges Wiedersehen, in die Höhe geschossene Kinder und nachverfolgbare Wege durch die Feuilletons der großen Blätter. Die Schweizer und die Deutschen haben sich mit einem wunderbaren Concordi.A.-Magazin von uns verabschiedet. Wer es haben möchte, der kann uns einfach schreiben und wir senden es ihm gerne kostenlos zu: presse@villa-concordia.de. Es ist (wieder) ein Kunstwerk geworden. Mysteriös, verspielt, anspruchsvoll und schön.

... ist wahrscheinlich nicht fein, vom Eigenen so zu schwärmen. Aber freuen wird man sich doch dürfen... dass ein Jahr so gut gelaufen ist und das Haus sich bald ein weiteres Mal füllt und wir sein dürfen, was auf uns steht: international, künstlerisch, häuslich. In Bamberg. Kommen Sie vorbei! Am 15. um 19 Uhr stellen wir die neuen Stipendiaten vor.
Ihre

Nora-E. Gömring

links Dieter Dolezel, ehemaliger Stipendiat, dessen Kompositionen u. a. am 18.4. durch das Ensemble »piano possibile« in der Villa Concordia zu hören sein werden.

Nora-Eugenie Gömring lebt als Direktorin des Internationalen Künstlerhauses Villa Concordia in Bamberg.

IMPRESSUM

© Copyright:
**Bayerisches Staatsministerium
für Wissenschaft, Forschung und Kunst**
Salvatorstraße 2 | 80333 München
ISSN 1432-6299
Titelbild: Fotolia © fotomek

Redaktion:

Toni Schmid (verantw.)
Dr. Elisabeth Donoughue
Silvia Bachmair (Adressenverwaltung)
silvia.bachmair@stmwfk.bayern.de
Telefon: 089 . 21 86 22 42
Fax: 089 . 21 86 28 13

aviso erscheint viermal jährlich.

Gestaltung:

Engel und Wachs GbR Mediengestaltung
Provinoststraße 22 | 86153 Augsburg
www.engel-wachs.de
Gisela und Walter Hämmerle
www.atelier-haemmerle.de

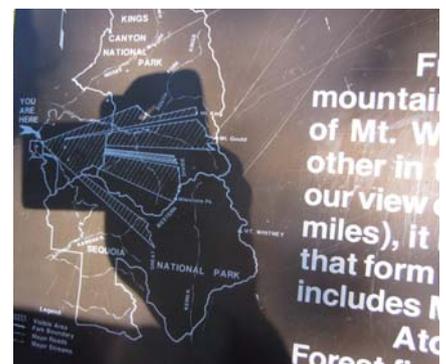
Gesamtherstellung:

Bonifatius GmbH | Druck-Buch-Verlag
Karl-Schurz-Str. 26 | 33100 Paderborn
www.bonifatius.de

REISETAGEBUCH

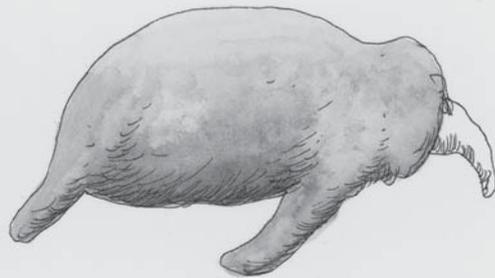
EIN USA-STIPENDIAT BERICHTET

Dreitägige Rundfahrt zu den National Parks Yosemite, Kings Canyon und Sequoia. Närrisches Knipsen und offene Fragen zu institutionalisierter Naturbetrachtung bzw. Repräsentation, natürlich Besuch der Ansel Adams Gallery. Wochenende in Carmel-by-the-Sea; über hundert irre örtliche Galerien und aufs Meer schauen. Wieder 1 ½ Wochen in San Francisco; bessere Arbeitsbedingungen (american Skizzenheft IV), Austausch mit der Tech-Szene. 2 Tage für den Highway 1 nach LA; unbeholfenes Fotografieren, Hingabe an US-amerikanische Radio-Kultur (konservativer Hate-Speech, NPR und christliche POP Musik).



Martin Hotter studierte 2003-2008 Bildhauerei in der Klasse Otmar Hörl an der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg. 2012 erhielt er eines von drei 6-monatigen USA-Stipendien für junge Bildende Künstler.

Graureiher



Engel

aviso 1/2011

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

ROSWIN FINKENZELLER AMÜSIERT SICH ÜBER ANGESCHWEMMTE // WALTER GRASSKAMP ERKLÄRT KUNSTTITEL // MAX KRYFFELER FIKTET IN DER MODERNE MUSIK WERDUNG LACHEN // MICHAEL TITZE LACHT DEN STRESS WEG // BARBARA WILD BETRACHTET HUNTER HERVORZUGSLOSIG // ANNA GALZETTI FREUT SICH AUF LIPES IN MÜNCHEN // RAIMUND WÜNSCHE KLEIDET DIE AGNIENEN NEU EIN // DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT KARL-HEINZ HOFFMANN



TROTZDEM: LACHEN

aviso 2/2011

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

PETER STROHSCHNEIDER FLÄGERT FÜR DIE VIELFALT DER WISSENSCHAFTSSPRACHEN // FÜR RALPH MOKKAT IST DIE MUTTERSPRACHE IN DER NATURWISSENSCHAFTEN UNTERSCHIEDLICH // HANS-JOACHIM BUNGENITZ BETRACHTET E-MAILS // BURCH NOLANEN ÜBER DIE FÜLLE DER DEUTSCHEN SPRACHE // ROSWIN FINKENZELLER SITTET LEBENSRAAT // NORA GOMMINGER WINKT PORTUGIESEN NACH // UND DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT FRANZ XAVER BOGNER



VOM ZUSTAND UNSERER SPRACHE

aviso 3/2011

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHOLF ZEIT: LEBEN MÜNDET IN KRISE // GERHARD SCHULZE RÄT IN KRISENZEITEN BESSER NACHZUDENKEN // ANHRI NASSSEN APPELLIERT AN UNS, DIE KRISE ZU LEBEN // NORA GOMMINGER PACHT DIE ALLTAGSGESITZE DER DEN HORNEN // BURCH NOLANEN SEHT DIE ESSETZ FORMEN // EVA WAGNER-EN BORNEN IM AVISO-GESPRÄCH



KRISE - WELCHE KRISE?

aviso 4/2011

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

MAX DORNER HAT SICH IN BAYERISCHE HEILIGE VERLIEBT // HERBERT PÖHNL FOTOGRAFIERE HINTERBAYERN // MAX KRATZER SCHAUET DA GENAU HIN // ANTONIO PELLEGRINO SICHT HEIMATSPUREN // NORA GOMMINGER SCHWIBT AUF HAARABERBERGSCHULEN IN FELLEN // REINHARD WITTMANN STREMT SICH GEDER-SPRACHERENDEUNG // MANFRED PRENZEL BERICHTET VON DER SCHULOF OF EDUCATION // DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT MARTIN KÜSEL



HEIMAT

aviso 1/2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

THOMAS STENFELDS LAUDIERT AUF BRIGITTE KRÖNKAUER ZUM JEAN-PAUL-Preis // DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT MICHAEL KRÖGER // JOSEF H. REICHOLF FREUT SICH AUF DEN FRÜHLING // NORA GOMMINGER ÜBERDENKT MIT ISLÄNDERN IN BARNERS // FÜR HERBERT KAPPAP SIND WUNDER MÖGLICH // FÜR WERNER RITZER ÜBERWINDEN SIE LEBENSBEREICHEN // RAINER ROSENWEG SIEHT SIE ALS WAHRNEHMUNGSPROBLEM



WUNDER

aviso 2/2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

HANNS HAT OBT EINE KOSTPHORE SEINER GERUCHSFORSCHUNG // GABI CZOPPAN SETZT SICH STINKENDER KUNST AN // JOSEF H. REICHOLF HAT EINEN RIECHER FÜR SEINE NACHEN // HEDER SCHULZE SPIEHT EINEM UNTERSCHÄTZTEN SINN NACH // SYBILLE KRAPPF KEHRT IN DER KLOSTERMÜHLE IN ALTENMARKT EIN // DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT GERHARD POLY



VOM RIECHEN

aviso 3/2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF E. KÖPPLINGER FREUT SICH AUF MÜNCHEN // VOLKER HIEBLE FINDET NEUERDINGS ZU VIELE INFANTILE STÜDIERENDE VON // HANS-JOACHIM BUNGENITZ ZEIGT DIE INTUITION LÄSST UND GERN MAL IM STICH // GEORG EGGERER QUOTIERT ÜBER HAARVERLOST // BURCH NOLANEN RESUMIERT DAS ALLGEMEINE SCHAFFEN DER KUNST // JULIA LENNER LÄDT ZUM BRATWURST-ESSEN EIN



VON DER UNZULÄNGLICHKEIT MENSCHLICHEN STREBEENS

aviso 4/2012

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

EDON JOHANNES GREIFL BLICHT ZURÜCK AUF BAYERISCH-RUSSISCHE KRIEGSGESCHICHTEN // RAIMUND WÜNSCHE FOLGT DEN LEUCHTERBERGS NACH WEST UND OST UND WIKTOR ZURÜCK // HANS PLESCHENRIEMER FREUT SICH AUF MOSKAU // DASS RUSSEN EINMAL WIEDER DENEN IN BAYERN HEIMAT FINDER, ZEIGEN DIE GESCHICHTEN DIESES WETS UND AUCH DIE KARSKART VON DIETER HANITZSCH // UND RENATE JUST IST DIESEMAL GERADENWEGS ÜBERWEGS //

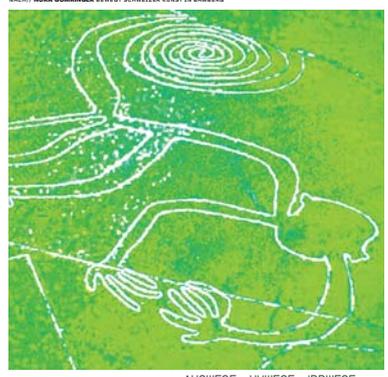


BAYERISCH-RUSSISCHE GESCHICHTEN

aviso 1/2013

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHOLF WEIST WEG DURCH DAS LABYRINTH DER EVOLUTION // RAIMUND WÜNSCHE WANDELT AUF DEN STRESEN MYTHOLOGISCHER ÜBERWEGS // VOLKER HIEBLE MONIERT ABWESEND UMANG MIT LEBENEN // RICHARD LOBL SINKIERT ÜBER AUSWEGE AUS NIEDERBARNEN // EVA GESINE BAUER SPIEHT SCHICKSANDERS LEBENSWEG NACH // NORA GOMMINGER BEREIT SCHWEEZER KUNST IN BARNEN



AUSWEGE - UMWEGE - IRRWEGE

aviso erscheint viermal im Jahr. Nähere Informationen finden Sie unter <http://www.stmwfk.bayern.de/Mediathek/Aviso.aspx>
 Hefte früherer Ausgaben können über das Broschürenportal der Bayerischen Staatsregierung bestellt werden:
<http://www.verwaltung.bayern.de/portal/by/ServiceCenter/Broschuerenbestellen>

